<36611705600015

<36611705600015

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte

der

Regierung

Kaiser Maximilians

des Ersten

---

von

D. H. Hegewisch,

Prof. zu Kiel.

Erster Theil.

Hamburg und Kiel,

bey Carl Ernst Bohn, 1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte
der
Regierung Kaiser Maximilians I.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Zustand des Hauses Oesterreich unter Kaiser Friedrich *III.* — Die beyden Kronen von Ungarn und Böhmen gehen verloren — Oesterreich geschwächt durch Theilungen — durch bürgerliche Kriege — durch unglückliche Kriege mit König Matthias von Ungarn — Die ersten Einbrüche der Türken — Maximilian erwirbt noch als Prinz die Anwartschaft auf Ungarn von neuem — und die burgundischen Staaten, durch die Heirath mit der Herzoginn Maria — Wichtigkeit der burgundischen Staaten — Anlaß zu dieser Heirath; Zusammenkunft Herzog Karls des Kühnen mit Kaiser Friedrich III. — Folgen davon — Unglückliches Ende des Herzogs — Verfahren Königs Ludewigs XI. von Frankreich gegen des Herzogs einzige Tochter — Ihre Heirath mit Maximilian — daher entstehende Eifersucht Frankreichs gegen das Haus Oesterreich — Krieg Ludwigs XI. gegen Maximilian — Friede zu Arras; Maximilians vier-

vierjährige Tochter Margaretha wird als Braut des Dauphins nach Frankreich gebracht — die Flandrer schließen Maximilian von der Vormundschaft seines Sohnes aus — beschweren sich über ihn — werden von Frankreich unterstützt — Maximilians Gefangenschaft in der Stadt Brügge — Befreyung — Reichskrieg wider die Flandrer — Friede zu Frankfurt mit Frankreich — Vergleich mit den Flandrern — Maximilian bewirbt sich um die Herzogin Anna, Erbin von Bretagne — Sie wird seinem Gesandten angetraut — wird dennoch zu einer Heirath mit Karl VIII. König von Frankreich gezwungen — Friede zwischen Maximilian und Karl VIII. zu Senlis.

Maximilian I. war zu Neustadt am 22. März des Jahrs 1459. geboren. Sein Vater war Kaiser Friedrich III; seine Mutter Eleonora, Tochter Königs Eduard von Portugall.

Unter der Regierung Friedrichs III. schien das Haus Oesterreich von seinem gewöhnlichen Glück verlassen zu seyn. Die beyden Kronen, von Ungarn und Böhmen, giengen nach dem Tode Albrechts II, der sie erworben hatte, wieder verloren. Die deutschen Erbländer, die schon durch Theilungen geschwächt waren, wurden durch Aufruhr und bürgerliche Kriege zerrüttet, und endlich durch die Eroberung eines auswärtigen Feindes noch mehr verwüstet. In einem unrühmlichen Vertrage mußte Friedrich einen beträchtlichen Theil dieser Staaten, selbst Wien, die Hauptstadt, einem kriegerischen Nachbar überlassen. Ein andrer Feind, eine asiatische Nation, die in Europa festen Fuß gefaßt hatte, und den damaligen Europäern, an kriegerischen Eigenschaften weit überlegen war, fieng unter Friedrichs Regierung an, ihre Er-

oberungen bis an Oesterreichs Gränzen auszubreiten. — Es ist nöthig, uns diesen verworrnen und ohnmächtigen Zustand der österreichischen Staaten, der bis zum Tode Friedrichs III. fortdauerte, genauer bekannt zu machen, wenn wir in der Beurtheilung dessen, was sein Sohn geleistet hat, nicht irren wollen. Sehr wenige Geschichtschreiber haben Maximilian I. Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil sie jenen Zustand seiner Erbländer nicht vor Augen hatten, sondern sich diese mit allen den ergiebigen Hülfsquellen gedachten, womit sie zwar in spätern, glücklichern, nicht aber in den damaligen Zeiten innerlicher Zerrüttungen und verwüstender Kriege versehen waren.

Die Nachkommen Rudolfs von Habsburg hatten sich in zwey Hauptlinien getheilt, in die Oesterreichische und in die Steyermärkische. Diese letztere war wieder in zwey Linien zerfallen, in die ältere, die Tyrol besaß, und in die jüngere, der Kärnthen, Krain und Steyermark gehörte. Friedrich III. war aus dieser jüngern Linie; aber nach seines Vaters Tode mußte er nach der damaligen Gewohnheit aufs neue mit seinen zwey Brüdern zur Theilung gehen. Der eine starb bald; aber von dem andern Albrecht VI. erlebte Friedrich viel Verdrießlichkeiten.

Von der ältern Hauptlinie, von der Oesterreichischen, war Albrecht, als Kaiser der II, dieses Namens, als Herzog von Oesterreich der V, abgestammt. Er hatte sich die Kronen von Ungarn und Böhmen erworben. Bey seinem Tode hinterließ er eine schwan- 1440.
gere Gemahlinn, Elisabeth, einzige Tochter Kaisers 21. Febr.
Sigismund. Ohne auf ihre Niederkunft zu warten, wählten einige Ungarische Magnaten den polnischen Monarchen Uladislaus, zu ihrem König, weil sie behaupteten, die Angelegenheiten des Reichs erforder-

ten der Türken wegen einen Fürsten von reifem Alter. Elisabeth, die hierauf mit einem Prinzen, mit Ladislaus Posthumus niederkam, und die Magnaten auf ihrer Seite erklärten jene Wahl für ungültig, und ließen den viermonatlichen Prinzen zu Stuhlweißenburg krönen. Allein die polnische Parthey, an deren Spitze Johannes Corvinus war, ein ehrgeiziger Mann von großem Ansehen, erlangte die Oberhand. Elisabeth mußte mit ihrem Prinzen zum Kaiser Friedrich nach Deutschland fliehen. Pabst Eugenius IV. vermittelte einen Vergleich, welchem zufolge Uladislaus, während der Minderjährigkeit des Ladislaus Posthumus, die vormundschaftliche Regierung führen sollte. Wenige Jahre nachher blieb Uladislaus in der bekann-
1444. ten Schlacht bey Varna, wo die Christen den muth-
11. Nov. willigsten, unverantwortlichsten Friedensbruch gegen die Türken durch die schimpflichste Niederlage büßten. Die Ungarn erkannten nun den jungen Ladislaus für ihren König. Aber seine Jugend kam den ehrgeizigen Absichten der Corvinischen Familie sehr zu statten, so wie eben dieser Umstand der Ruhmgier eines Böhmischen Edelmanns günstig war. Die Böhmen hatten zwey Statthalter gewählt, einen Katholischen und einen Hussiten, die während der Minderjährigkeit des Königs die Regierung verwalten sollten. Der Hussit Georg von Podiebrad, sah sich von seinem Katholischen Collegen bald befreyt, und herrschte mit unumschränktem Ansehen. In Ungarn veranlaßte die Ehrsucht der Grafen von Cilli, die bey dem jungen Könige am meisten galten, und der Corvinischen Familie blutige Auftritte. Graf Ulrich von Cilli wurde in einem Zank, da er mit dem Schwerd eines Trabanten nach einem Corvinus hieb, von den Ungarn niedergemacht. Ladislaus und Matthias, Söhne des Johannes Corvinus, wurden eingezogen; Ladislaus

laus als ein Verräther öffentlich hingerichtet und Matthias nach Böhmen gebracht; aber bald kam er aus seinem Gefängniß wieder hervor, um den Ungarischen Thron zu besteigen.

König Ladislaus Posthumus starb im November des Jahrs 1457. im siebzehnten Jahr seines Alters, als er sich eben mit Magdalena, einer Tochter Karls VII, Königs von Frankreich, vermählen wollte. In beyden Reichen schritt man hierauf zu einer neuen Wahl. In Böhmen fiel sie einstimmig auf den Statthalter, Georg von Podiebrad, der nicht nur die Hussiten, die stärkste Parthey auf seiner Seite hatte, sondern bey der ganzen Nation überhaupt in großer Achtung stand. Vergeblich berief sich Kaiser Friedrich III. auf alte Verträge zwischen Oesterreich und Böhmen, um die Wahl, wo nicht auf sich, doch auf einen andern Oesterreichischen Prinzen zu lenken. Vergeblich bewarben sich König Casimir von Pohlen, und Herzog Wilhelm von Sachsen, Schwäger des verstorbenen Ladislaus, um die Krone, die dem hussitischen Edelmann zu Theil ward. a) In Ungarn wußte die Wittwe des Johannes Corvinus sich so viel Freunde zu machen, daß man ihren jüngsten Sohn Matthias, der noch in Böhmen in Verhaft war, im siebenzehnten Jahre seines Alters zum König erwählte. Der neue König von Böhmen, Georg von Podiebrad, hatte ihn, nach Ladislaus Posthumus Tode, gut gehalten: jetzt setzte er ihn gleich in Freyheit und bot ihm seine Tochter zur Gemahlinn an, nebst den vierzigtausend Gulden zum Heirathsgut, womit die Ungarn seine Freyheit hatten erkaufen wollen. Beyde

a) Fugger oder von Birken, Spiegel der Ehren p. 643. B. V. Kap. 12.

Könige errichteten Freundschaft mit einander; beyde hatten einerley Gründe, sich wider das Haus Oesterreich zu vereinigen. [b]) Aber der eigennützige Matthias belohnte am Ende den großmüthigen Böhmen mit Undank.

Unterdessen hatten einige Ungarische Magnaten, die der Corvinischen Familie entgegen waren, eine Parthey gemacht, die den Kaiser Friedrich zum König erwählte. Der sechsjährige Krieg, der hierüber
1463. ausbrach, wurde endlich durch einen Frieden geendigt,
19. Jul. vermöge dessen Friedrich zwar seinen Gegner, als König von Ungarn anerkannte, aber doch den königlichen Titel beybehielt; nach Matthias Tode sollte ihm, wenn er keine männliche Erben hinterließe, entweder Kaiser Friedrich folgen, oder einen von seinen Söhnen zum Nachfolger ernennen; falls Friedrich nicht mehr lebte, sollten die Ungarn einen von Friedrichs Söhnen wählen; der Kaiser nahm den König von Ungarn zum Sohn an, und dieser sollte ihn seinen Vater und seinen König nennen; endlich gab Friedrich die Ungarische Reichskrone heraus, ohne ihretwegen einige Forderungen zu machen. [c]) Er hatte diese Krone, seitdem die Königinn Elisabeth auf ihrer Flucht aus Ungarn sie mitgenommen, beständig verwahrt, und sie anfänglich zum Unterpfande wegen der Kosten behalten wollen, die er behauptete, während der Minderjährigkeit Königs Ladislaus Posthumus der Ungarn wegen gehabt zu haben.

Auf

b) Fugger V. 11. p. 633 seq. und 12. p. 644.

c) Du Mont T. III. P. I. n. 222. p. 286. Müllers Reichstagstheater unter Friedrich V. II. Th. 1. Vorstell. 4 Kap. 29. p. 174. Bonifinii Rer. Ungar. Decad. IV. Lib. 9. p. 977. Lünigs Reichsarchiv. Part. Spec. Contin. I. p. 70.

Auf diese Weise verlor das Haus Oesterreich damals diese beyden Kronen. Aber noch weit nachtheiligere Folgen hatten für dasselbe die innerlichen Unruhen, die so wohl die Minderjährigkeit als der frühzeitige Tod Königs Ladislaus Posthumus in den deutschen Erbländern verursachte. Die Landstände im eigentlichen Oesterreich waren unzufrieden mit der Vormundschaft, die Friedrich über ihren minderjährigen Landesherrn führte. Sie wollten ihn zwingen, sie niederzulegen. Sie kündigten ihm den Krieg an; sie belagerten ihn zu Neustadt; sie waren sechstausend Mann stark, im Felde. Einige Reichsfürsten brachten einen Vergleich zu Stande, nach welchem Friedrich ihnen seinen Mündel übergeben, dieser aber so 1452.
wohl als die Landstände von Oesterreich dagegen versprechen mußten, ohne Friedrichs Wissen und Einwilligung, bis zu Ladislaus Mündigkeit, nichts vorzunehmen. d) Als Ladislaus ohne Erben gestorben war, mußte sein Antheil an den deutschen Erbländern, nach der damaligen Gewohnheit unter seine drey Vettern, Kaiser Friedrich, dessen Bruder Erzherzog Albrecht und den Erzherzog Siegmund von Tyrol getheilt werden. Nach dem Ausspruch der Landstände, denen sie die Entscheidung überließen, sollte Friedrich Niederösterreich, Albrecht Oberösterreich, und Siegmund das Stück von Kärnthen bekommen, das der verstorbene Ladislaus besessen hatte. Die Stadt Wien aber sollte den drey Vettern zusammen huldigen und gehorsam seyn; alle drey sollten sich der Burg, als ihrer gemeinschaftlichen Residenz bedienen. e) Allein bald hierauf kam es zu einem Kriege zwischen Friedrich und seinem

 unruhi-

d) Fugger V. 8. p. 592.

e) Fugger V. 12. p. 651.

unruhigen Bruder Albrecht. In diesem Kriege, der verschiednemal beygelegt, aber stets wieder erneuert wurde, sollen die Wiener darnach getrachtet haben, sich von aller Abhängigkeit loszumachen. [f]) Sie kündigten Kaiser Friedrich in einem Absagebrief den Gehorsam auf; sie belagerten ihn in der Burg, die sie ohne alle Rücksicht, daß sich des Kaisers Gemahlinn, daß sich der junge Prinz Maximilian darinn befand, sehr stark beschossen. Sie richteten so gar ihr Geschütz auf die Seite, wo die Zimmer der Kaiserinn und des Prinzen waren, die sich daher in die Souterrains begeben mußten. Friedrich, sonst gar nicht zum Kriege geneigt, hatte gleichwohl eine gewisse Festigkeit im Charakter. Er war bey allen Vertheidigungsanstalten selbst zugegen, und erklärte, den Platz zu vertheidigen, bis er darunter begraben würde. Die Reichsstände zu Regensburg glaubten zwar endlich, etwas zur Rettung des Kaisers thun zu müssen. Allein ihr Ausschreiben zur Aufbringung der nöthigen Hülfe ergieng erst am Mitwoch vor Martini; die Belagerung hatte schon am Tage nach Michaelis angefangen. Schon der Mangel an Lebensmitteln würde den Kaiser gezwungen haben, sich seinen Feinden, zu denen sich sein Bruder Erzherzog Albrecht gesellet hatte, zu ergeben, ehe diese Reichshülfe sich nur von weiten hätte zeigen können. König, Georg von Böhmen war es, der sich um Friedrich das Verdienst machte, ihn zu entsetzen, nachdem die Belagerung zwey Monate gewährt hatte. König Georg vermittelte hier-
1462. auf einen Vergleich zwischen beyden Brüdern, ver-
2. Dec. möge dessen Erzherzog Albrecht alles eroberte zurückgab, Kaiser Friedrich ihm dagegen Niederösterreich auf acht Jahr, gegen eine jährliche Zahlung von vier-

f) Fugger V. 15. p. 690.

vierzehn tausend Ungarischen Ducaten, einräumen sollte [g]).

Beyde Brüder zögerten nicht allein, die Friedensbedingungen zu erfüllen, sondern sie schritten bald von neuem zum Kriege. Kaiser Friedrich erlangte, daß der Reichstag zu Regensburg seinen Bruder in die Acht erklärte, und daß der Pabst ihn in den Bann that. Alle Folgen eines bürgerlichen Krieges, der mit Erbitterung geführt wird, bedrohten nun die Oesterreichischen Lande. Zwar der Krieg selbst hörte, durch den Tod Erzherzogs Albrechts, bald auf. Allein die Uebel, die er veranlaßt hatte, dauerten fort. 1463. 2 Dec.

In diesen Zeiten war es erst aufgekommen, Kriegsvölker für Sold zu halten. Aber man warb sie nicht eher, als bis man sie nöthig hatte, und noch war man in den Finanzen nicht so weit gekommen, sie ordentlich bezahlen zu können. Oft blieb man ihnen Monate lang schuldig, und dann mußte man sich gefallen lassen, entweder, daß sie sich verliefen, oder daß sie sich selbst durch Plündern, es sey in Freundes oder Feindes Landen bezahlt machten. Nach geschlossenem Frieden wurden sie gewöhnlich abgedankt, und wenn sie dann nicht anderswo wieder Dienste fanden, oder sich etwas hinlängliches erworben hatten, zogen sie in großen Räuberbanden herum. Aus dergleichen abgedankten Kriegsvolk bestanden die Grandes Compagnies, die im vierzehnten Jahrhundert Frankreich durchschwärmten, und die man nicht anders los werden konnte, als bis sie du Gueſclin beredete, ihn zur Unterstützung des Grafen von Trestarora nach Spanien zu begleiten, in der Hoffnung, dort

 reichere

g) Fugger V. 15. p. 703. Müller l. c. Th. II. Vorstell. 9. Kap. 23 u. f.

reichere Beute zu finden. So entstanden jetzt im Oesterreichischen, nachdem der Krieg durch Erzherzogs Albrechts Tod zu Ende gieng, große Räuberbanden, die durch Zulauf aus andern Ländern immer fürchterlicher wurden. Ihrer sollen an die sieben tausend unter verschiednen Oberhäuptern gewesen seyn. Man hatte Mühe, sie zu vertilgen [h]).

Zu diesen Ursachen, die Oesterreich zu Grunde richteten, kamen noch die Einbrüche eines Feindes, den man bis dahin nur von weiten gekannt hatte, der jetzt zum erstenmal sich auf deutschen Boden sehen ließ, der zwar in der That fürchterlich war, von dessen Grausamkeit aber man sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Die Türken, nachdem sie Konstantinopel erobert, und sich auf der Seite von Ungarn immer weiter ausgebreitet hatten, thaten im Jahr 1469. ihren ersten Einfall in Deutschland. Sie kamen in drey Haufen, der erste streifte bis Laybach; der zweyte bis an die Gurk; der dritte blieb auf der Grenze zur Beobachtung stehen. Die so genannte windische Mark wurde ganz verheeret. Durch ein allgemeines Aufgebot, kamen in neun Tagen zwanzig tausend Mann ins Feld; aber die Türken zogen sich zurück, nachdem sie eine Menge Oerter abgebrannt hatten. Sie sollen sechstausend Menschen erschlagen, und über neuntehalb tausend weggeführt haben. [i]) Man findet umständliche Nachrichten von neun dergleichen Streifereyen, die die Türken unter Friedrich III. bis ins Oesterreichische unternommen haben. Ich will nur noch von der vierten im Jahr 1475 einige Umstände anführen, weil sie zur Unterstützung eines

Grundes

h) Fugger V. 18. p. 742.

i) Fugger V. 19. p. 752.

Grundes dienen, den ich unten zur Vertheidigung Maximilians gebrauchen werde. Als im genannten Jahre ein Heer Türken in das Land fiel, giengen ihnen der Feldhauptmann von Kärnthen, Georg Schenk, von hohen Osterwitz, und die beyden Feldhauptmänner von Krain und Steyermark mit aller Mannschaft, die sie in der Eile zusammen bringen konnten, entgegen, um sie aufzuhalten, bis durch ein allgemeines Aufgebot das ganze Land in Waffen wäre. Es gelang ihnen eine Parthey zu schlagen, von der zweyhundert auf dem Platz blieben. Allein bald wurden sie von der ganzen türkischen Macht umringt, ihrer vierhundert erschlagen, die übrigen gefangen. Die Türken boten dem von Schenk, der unter den Gefangenen war, seine Freyheit an, für ein Lösegeld von viertausend Gulden. Die ganze Summe, für die sie vierzehn andre Gefangene aus den vornehmsten Häusern erlassen wollten, betrug dreyzehntausend Gulden. Die Gefangenen meldeten dieß nach ihrem Vaterlande; aber man war nicht im Stande, das Geld herbeyzuschaffen. Sie wurden daher nach Konstantinopel gebracht, wo sie gestorben, Schenk aber gar hingerichtet seyn soll. k) So selten war damals noch das Geld in diesen Gegenden von Deutschland.

Doch Friedrich hatte nicht blos den Schmerz, daß seine Erbländer auf so mancherley Weise zu Grunde giengen; er war in den letzten Jahren seines Lebens ganz aus ihrem Besitz verdrungen. Friedrich zog sich dieses Unglück selbst zu durch den Antheil, den er an einer Revolution, die in Böhmen vorgieng, genommen hatte. Es ist nöthig und der Mühe werth, die Hauptumstände dieser Begebenheit hier anzuführen.

König

k) Fugger V. 25. p. 826.

König Georg von Böhmen, von seinen Unterthanen geliebt, genoß die größte Achtung aller seiner Nachbaren. Er hatte sich durch die Heirathen seiner Kinder mit verschiedenen fürstlichen Häusern verbunden. Die Gemahlinn seines Sohns Victorin, war eine Tochter Herzog Wilhelms von Sachsen; seine älteste Tochter Sidonia, war mit Herzog Albrecht von Sachsen, die zweyte Katharina mit König Matthias Corvinus vermählt. Pabst Pius II, eh er den päbstlichen Thron bestieg, als er nur noch Aeneas Sylvius war, hatte Georgs Bekanntschaft gemacht und schätzte ihn hoch. Die große Meynung, die dieser Pabst von ihm hatte, trug vielleicht dazu bey, daß Georg und der größte Theil seines Reichs öffentlich die Lehre der Hussiten bekannten und dennoch unangefochten blieben. Allein Paul der II, Nachfolger des Pius, suchte auf die Klagen einiger Katholischen in Böhmen das wieder gut zu machen, was sein Vorgänger versäumt hatte. Er
1467. sprach den Bann feyerlich wider Georg und alle Hussiten aus. Die Vollziehung desselben trug er dem Kaiser und dem Könige von Ungarn auf. Dieser letztere hatte einige Zeit her eine jährliche Subsidie von funfzigtausend Gulden, zum Behuf des Türkenkrieges aus der päbstlichen Kammer erhalten. Der Pabst ermahnte ihn diesesmal, für dieses Geld nun eben so wohl die Hussiten, als die Türken zu bekriegen. Der Kaiser hielt auf des Pabsts Verlangen zwey Reichs-
1467 u. tage zu Nürnberg, wohin der letztere Legaten nebst et-
1471. lichen Barfüßer Mönchen sandte, die das Kreuz in Deutschland wider die Hussiten predigen sollten. Die deutschen Stände waren geneigter, dem Kaiser wider die Türken zu helfen, wozu sie wirklich vierzehntausend Mann Fußvolk und viertausend Reisigen bewilligten, als wider König Georg das geringste vorzunehmen, für den sie vielmehr so günstig gesinnt waren, daß

einige

einige sich noch genauer mit ihm verbanden. Um diese Zeit vermählte sich sein Sohn, dessen erste Gemahlinn, eine Sächsische Prinzeßinn gestorben war, zum zweytenmal mit einer Tochter des Churfürsten Albrecht von Brandenburg. Allein der Kaiser war desto folgsamer gegen den Pabst. Abgeneigt und außer Stande, den Krieg selbst zu führen, weil die deutschen Stände nicht dazu helfen wollten, gab er dem Könige von Ungarn, um ihn zur Vollziehung des päbstlichen Bannspruchs destomehr aufzumuntern, Hoffnung zur Böhmischen Krone. Matthias war viel zu ehrgeizig, um diese Gelegenheit nicht zu ergreifen, sich auf Kosten seines Schwiegervaters, der so edelmüthig an ihm gehandelt hatte, zu vergrößern. Georg wollte sich vertheidigen, aber das Glück war ihm zuwider. Bald darauf starb er. Matthias hatte sich gleich bey dem Anfange des Krieges, von den Böhmischen katholischen Ständen zum König erklären lassen. Mit diesem eilfertigen Schritt war Friedrich äußerst unzufrieden. Auf einem neuen Wahltage, den die Böhmen hielten, ernannten sie den ältesten Prinzen Königs Casimir III von Polen, Uladislaus, zu ihrem König, weil die polnischen Gesandten im Namen ihres Herrn versprochen hatten, die Schulden des Reichs zu bezahlen, und was das wichtigste war, die Böhmen der Religion wegen nicht anzufechten. Der Kaiser und die Churfürsten erkannten diesen polnischen Prinzen für den rechtmäßigen König von Böhmen. l) Matthias sah sich also in seiner Hoffnung zu einer zweyten Krone getäuscht, und diese Kränkung war es, die ihn nun zur Rache gegen Friedrich reizte. Er kündigte ihm den Krieg an, brach in Oesterreich ein, belager-

1468.

1477.

l) Fugger V. 19 und 20. Müller l. c. Vorstell. 5. Kap. 67 und 82.

belagerte Wien, und erhielt vom Kaiser einen Waffenstillstand auf zwey Jahr, und hundert und funfzigtausend Gulden Kriegskosten. Während des Stillstandes sollte an einem Frieden gearbeitet werden. Allein dieser kam nicht zu Stande. Beyde Theile gaben einander Nichterfüllung der letzten Bedingungen schuld. Der Krieg gieng von neuen an. Ein zweyter Waffenstillstand war eben so fruchtlos. Matthias brach zum drittenmal in Oesterreich ein; Friedrich mußte fliehen,
1485. Wien wurde von den Ungarn erobert. Vergeblich wendete sich Friedrich an die Reichsversammlung zu Nürnberg; ihm wurde blos eine Hülfe an Gelde bewilliget. Allein die gewöhnliche Langsamkeit dieser Art Hülfsleistungen ließ dem ungarischen Monarchen alle erforderliche Zeit, die Eroberung von ganz Niederösterreich zu vollenden. Endlich bewilligte man auch Truppen, und ernannte den Herzog Albrecht von Sachsen zum obersten Feldhauptmann. Allein der letzte Ort, der sich am längsten gehalten, hatte sich schon ergeben müssen, als Herzog Albrecht mit einigen, großentheils seinen eignen Kriegsvölkern, die er in der Eile gesammelt hatte, in den dortigen Gegenden ankam. Er sah sich zu schwach gegen die Ungarn etwas auszurichten, und ließ sich daher in Unterhandlungen mit Matthias ein, durch die ein Stillstand unter folgenden Bedingungen, die Kaiser Friedrich genehmigte, zu Stande kam: 1) Matthias sollte den eroberten Theil von Oesterreich, bis ihm seine Forderungen und Kriegskosten halb abgetragen wären, behalten; 2) die Oesterreichischen Landherren, Bürger und Bauern sollten ihre alte Freyheiten und Gewohnheiten behalten; 3) nach Matthias Tode sollte dieser Theil von Oesterreich an den Kaiser und dessen Erben zurückfallen; 4) die alten Verträge zwischen den Königen von Ungarn und den Erzherzogen von

von Oesterreich wurden bestätigt, und Friedrich sollte ferner den Titel König von Ungarn führen. [m]) Solchergestalt waren nun auch die deutschen Erbländer größtentheils verloren.

So mancher Verlust von solcher Wichtigkeit brachte das Haus Oesterreich, unter diesem vielleicht mehr unglücklichen als tadelnswürdigen Kaiser ganz herunter. Der einzige Vortheil, den es ihm zu verdanken hatte, war die erzherzogliche Würde. [n]) Weit glücklicher war sein Sohn Maximilian. Durch dessen Thätigkeit wurden die Erbländer befreyt, und die *Ansprüche* des Oesterreichischen Hauses an die Ungarische Krone aufs neue und fester gegründet. Durch seine erste Heirath wurden die reichen und mächtigen Burgundischen Staaten erworben. Friedrich war so glücklich, beyde Begebenheiten noch zu erleben. Die letztere war so gar gewissermaaßen sein Werk, indem er den ersten Grund dazu legte. Die Chronologie würde jetzt erfordern, die Geschichte der Burgundischen Heirath zuerst zu erzählen. Allein die Wiedereroberung Oesterreichs und die neue Anwartschaft auf Ungarn, hängt mit dem bisher erzählten so genau zusammen, daß es dem Leser angenehmer seyn wird, hier gleich alles beysammen zu finden, als nach einer langen Unterbrechung den verlornen Faden wieder aufzusuchen. Nach einem vergeblichen Versuche, den Friedrich machte, die Zurückgabe Oesterreichs von Matthias für eine Summe Geldes zu erhalten, über welche Summe man nicht einig werden konnte, starb der König von Ungarn. Auf die Nachricht von seinem Tode,

1453.

1490.

m) Fugger V. 34. p. 971.

n) S. das Diplom in Lünigs Reichsarchiv, Part. Spec. Contin. I. p. 11. p. 33. und bey Du Mont T. III. P. I. pag. 194.

Tode, zog Maximilian mit einigen Kriegsvölke
die er in Schwaben geworben hatte, nach Oesterrei
bemächtigte sich des ganzen Landes und der Sta
Wien, mit Hülfe der einverständigen Bürger. D
Ungarn indessen, die sich an die Verträge mit Oest
reich wegen der Succession nicht gebunden glaubte
hatten eben den polnischen Prinzen Uladislaus, d
schon Böhmen besaß, zu ihrem König erwählt. M
ximilian rückte daher, um die Erfüllung jener Ve
träge zu erzwingen, in Ungarn ein, bis vor Stuh
weißenburg, damals den gewöhnlichen Krönungso
der Könige von Ungarn. Er eroberte die Stad
Allein die Reisigen und das Fußvolk stritten um d
Beute; das Fußvolk hatte einige Monate Sold z
fodern; Maximilian war nicht im Stande, sie zu b
friedigen; das Volk verlief sich. Maximilian muß
sich zurückziehn; gleichwohl kam ein Vergleich z
Presburg zu Stande, kraft dessen Uladislaus zwa
im Besitz blieb, Maximilian aber nicht allein den T
tel von Ungarn führen sollte, sondern auch ihm un
seinen Erben, nach dem Tode Uladislaus, oder dess
männlicher Erben, die Succession auf die möglichs
Weise gesichert wurde. o) Diesen neuen Vertra
von 70 Ungarischen Magnaten untersiegelt, überga
Maximilian dem Magistrat zu Augsburg zu verwah
1548. ren, der ihn auch nicht eher, als an Kaiser Ferd
nand den I, wieder ausgeliefert hat p).

Jetzt kommen wir auf die merkwürdigste Bege
benheit in Maximilians Geschichte, so lange sein Va
ter noch lebte, auf seine Heirath mit der Erbin de
Burgun

o) Du Mont T. III. P. II. p. 263.

p) Fugger V. 38. p. 1030.

Burgundischen Hauses. Es war eine wichtige Begebenheit für das Haus Oesterreich, für Deutschland, für ganz Europa. Sie war die erste Quelle jener anhaltenden Eifersucht der Krone Frankreich und des Hauses Oesterreich gegen einander, die so viele, so langwierige, so blutige Kriege während drittehalb Jahrhunderten veranlaßt hat. Es wird keine unnöthige Digreßion seyn, uns erst einen Begriff von der damaligen Wichtigkeit der Burgundischen Staaten zu machen, und dann den ganzen Zusammenhang der Ursachen darzustellen, die es bewirkten, daß von so vielen, die sich um die Hand der Prinzeßinn bewarben, der junge Erzherzog von Oesterreich der glückliche war.

Zu den Burgundischen Staaten gehörten die heutigen Niederlande, die vereinigten so wohl, (Utrecht, Overyßel und Gröningen ausgenommen) als die Oesterreichischen, nebst allen den Stücken, die nach und nach davon abgerissen und an Frankreich gekommen sind; ferner das Herzogthum Burgund und die Grafschaft Burgund, oder die beyden heutigen Provinzen von Frankreich, Bourgogne und Franche Comté. Obgleich dieses Herzogthum und diese Grafschaft sehr beträchtliche Länder sind, so waren es doch eigentlich jene Niederlande, die dem Hause Burgund mehr werth waren, als damals irgend ein Königreich seinem Monarchen. Diese Länder waren der Sitz der Handlung, der Manufakturen und der Schiffahrt. Aus dem ganzen Europa floß alles Geld, entweder nach den Niederlanden oder nach Italien. Jene waren es, die für die andern Nationen, Kleidung und Putz, Tücher, Spitzen und Tressen fabricirten. England verarbeitete seine Wolle noch nicht selbst, es sandte sie nach den Niederlanden. Hier war der gemeinschaftliche

Markt für das nordliche und für das südliche Europa. Seide, die nur noch in Italien gezogen wurde, und die Ostindischen Waaren, die noch durch keinen andern Weg nach Europa kamen, als über Aegypten, wurden von den Venetianern und Genuesern nach den Flandrischen Häfen geführt, von wo sie durch das nordliche Europa vertrieben wurden. Aus eben den Häfen nahmen die Italienischen Schiffe Fische, Leinwand, Wachs und andre Produkte des Nordens zurück. Die Niederländer, die Italienischen Republiken, und die Hansestädte waren damals die erste Seemächte in Europa. Unter dem letzten Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, hatten die Niederländer die Herrschaft in der Nordsee und im Canal. Als er mit Frankreich Krieg führte, durfte sich keine andre Nation im Canal aus Furcht vor ihnen blicken lassen g). Jede der Niederländischen Provinzen hatte entweder von jeher viel Freyheiten gehabt, oder sie solche früh erworben. Die drey Stände einer jeden Provinz, der Adel, die Geistlichkeit und die Städte waren im höchsten Grade wachsam, für die Rechte und das Wohl des Landes. Nachdem alle diese Länder, davon jedes vorher seine eigene Herzoge oder Grafen gehabt, durch Heirathen dieser ihrer Fürsten nach und nach zusammen gefallen, und endlich unter dem Hause Burgund vereinigt waren, wurden die gemeinschaftlichen Versammlungen der Stände gewöhnlich zu Brüssel oder Gent gehalten.

Das Haus Burgund stammte von König Johann von Frankreich ab, der seinem geliebtern jüngern Sohn Philipp dem Kühnen, das Herzogthum Burgund zum Lehn ertheilte. Philipp heirathete die

Erbin

g) Commines Liv. III. ch. 5.

Erbin von Flandern, Artois und der Grafschaft Burgund. Sein Enkel erwarb durch Kauf Namur und Luxenburg; durch Erbschaft Braband und Limburg, und durch Heirath Hennegau, Holland, Seeland und Friesland. Dessen Sohn Karl der Kühne, fügte Geldern hinzu. Durch diesen großen Zuwachs an so schönen Ländern wurden die Herzoge von Burgund für ihre Vettern die Könige von Frankreich zu mächtige Vasallen, (denn diese waren sie wegen einiger Provinzen) und zu gefährliche Nachbarn. Mehr wie einmal nahmen sie Englands Parthey gegen Frankreich, und alsdann war diese letzte Krone dem Streit nicht gewachsen. Aber Herzog, Karl der Kühne oder Verwegene, wagte es, auch ohne Bundesgenossen, den Kampf mit Frankreich einzugehen.

Dieser Herzog war der ehrsüchtigste Prinz seiner Zeiten. Alexanders Thaten hatten seine Einbildungskraft entzündet; er wollte sie nachahmen. Er besaß allen Muth seines Musters, aber nicht diejenige Klugheit, die zum Entwerfen so wohl, als zum Ausführen großer Plane nöthig ist. Sein Gedanke war ein neues Königreich zu errichten. Die Unterhandlungen, die er dieser Sache wegen mit Kaiser Friedrich anfieng, veranlaßte jene berühmte Zusammenkunft dieser beyden Prinzen zu Trier, die in diesen 1473.
Zeiten allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und in der Friedrich wahrscheinlich den Grund zu jener Verbindung legte, die für sein Haus so wichtige Folgen hatte. Mitten unter den Aufzügen von Pracht und Reichthum, die der Herzog hier vor den Augen des Kaisers und, so zu sagen, des ganzen Deutschlands aufführte, hielten beyde Prinzen zwey geheime Unterredungen mit einander. Bey der ersten war blos nur noch des Herzogs Minister Olivier de la Marche zu-

gegen; der zweyten wohnte, außer diesem Burgundischen Minister, auch der Churfürst von Mainz, des Kaisers Vertrauter bey [r]). Diese Unterredungen betrafen ohne Zweifel des Herzogs ehrgeizige Absichten und höchstwahrscheinlich die Vermählung seiner einzigen Prinzeßin und Erbin mit dem kaiserlichen Prinzen Maximilian. Genauer aber und mit Gewißheit läßt sich nicht bestimmen, was und wie viel, oder ob überall etwas von beyden Seiten versprochen worden. Das beyderseitige Vernehmen schien das beste von der Welt zu seyn, als ganz unvermuthet, der Kaiser ohne Abschied zu nehmen, sich von Trier weg begab. Er ließ blos dem Herzog zur Entschuldigung sagen, daß seine Gegenwart zu Köln wegen der Uneinigkeit des Erzbischofs mit dem Domkapitel nöthig wäre, und daß dasjenige, was sie mit einander verabredet hätten, ein andermal geschehen sollte. Die Vermuthungen über diese plötzliche Abreise des Kaisers sind verschieden. Einige wollen wissen, der Herzog habe gewünscht, öffentlich gekrönt zu werden; er habe eine Krone und andre Zeichen der königlichen Würde bereit gehabt; er habe schon in der Kathedralkirche Anstalten zu der Feyerlichkeit machen lassen. Der Kaiser, der seine Gründe gehabt, ihm hierin nicht zu willfahren, habe sich daher so plötzlich entfernt, um sich nicht genöthigt zu sehen, ihm eine abschlägige Antwort zu ertheilen [s]). Andre fügen hinzu, König Ludwig der XI. von Frankreich, der Feind des Burgundischen Hauses, der von Karls Entwürfen am meisten zu fürchten hatte, habe durch seine Warnungen den Kaiser abgeschreckt, zur Vergrößerung eines Prinzen etwas beyzutragen, der Ehrgeiz genug besäße, einst selbst

r) De la Laing ap. Freher. T. II. p. 302. seq.

s) Fugger V. 21. p. 778 seq. Pontus Heuterus, V. 8.

selbst nach dem Kaiserthum zu trachten t). Eine Unvorsichtigkeit, wozu den Herzog sein Stolz verleitete, trug vielleicht bey, daß der Kaiser diesen Warnungen Gehör gab. Unter allen den Wapen von Ländern, die der Herzog bey seinem Einzug in Trier durch seine Herolde vor sich hertragen ließ, befand sich auch das von der Grafschaft Pfirt, von Sundgau und den Ländern in Elsaß, die ihm Erzherzog Siegmund von Tyrol, Vetter des Kaisers versetzt hatte. Ein beleidigender Anblick für den Kaiser; der Herzog schien die Grafschaft schon als sein Eigenthum anzusehen u).

Die plötzliche Abreise des Kaisers von Trier war dem Herzoge eine Kränkung, die sein leicht gereizter Stolz zu ahnden suchte. Das folgende Jahr gab ihm 1474.
dazu Gelegenheit. Das Domkapitel und die Landstände von Köln, setzten ihrem rechtmäßigen erwählten Churfürst, Pfalzgrafen Ruprecht, mit dem sie im Streit lebten, einen Administrator entgegen, den Landgrafen Hermann von Hessen. Der Churfürst wollte diesen Administrator mit Gewalt vertreiben; er wandte sich zu dem Ende an Herzog Karln, seinen Vetter, dem diese Einladung sehr nach Wunsche kam, indem er dadurch einen Vorwand erhielt, sich an dem Kaiser zu rächen, und zugleich in dieser Gegend des Rheins Fuß zu fassen, welches seine Absichten, ein neues Königreich zu stiften, befördern konnte. Er belagerte Neuß mit 60,000 Mann, v) der größten und schönsten Armee, die vielleicht seit dem Umsturz

t) Müller l. c. K. 39. 40. Pontus Heuterus Rer. Burgund. V. 8.

u) Boiemus ap. Struvium T. I. p. 885.

v) Fugger V. 23. p. 793.

des Römischen Reichs bis dahin am Rhein erschienen war. Er hatte eine Artillerie so trefflich, wie er sie, als der reichste, der thätigste und am meisten kriegerische Fürst seiner Zeiten haben konnte, nebst den geschicktesten Artillerieofficieren, die er vorzüglich aus Italien zog w). Allein die Besatzung zu Neuß, an deren Spitze sich Landgraf Herman selbst befand, that den tapfersten Widerstand. Alle Stürme des ungestümen Belagerers, die er eines Tages neunmal wiederholte, schlug sie ab, und in einigen Ausfällen eroberte sie dreyzehn Panniere x).

Indessen glaubte ganz Deutschland in Gefahr zu seyn. Ein Heer von so ungewöhnlicher Stärke, unter Anführung eines Prinzen, der dem Könige von Frankreich Gesetze vorschrieb, der Paris belagert, der Lüttich zerstört hatte, schien die nachdrücklichste Gegenanstalten zu erfordern. Nie hat man in Deutschland einen ähnlichen Eifer zur gemeinschaftlichen Vertheidigung bewiesen. Die Stadt Speyer, die im Anschlage nur mit 30 Mann zu Pferde und mit 60 zu Fuß belegt war, stellte freywillig 200 Mann, theils zu Pferde, theils zu Fuß in voller Rüstung y). Aus Westphalen und Niedersachsen kamen 22,000 Mann unter Anführung des Bischofs von Münster. Der Landgraf von Hessen stellte 12,000; Mainz und Trier 10,000 Mann. Die Stadt Köln errichtete und unterhielt für den Kaiser eine Leibwache von 1500 Mann, deren Uniform roth und weiß war; denn die deutschen Städte pflegten schon in diesen Zeiten ihren Kriegsvölkern Uniformen zu geben, worinn sie aber unter den großen

w) Commines IV. 1. p. 112.

x) Fugger V. 24. p. 795. 819.

y) Lehmanns Speyersche Chronik VII. 115. p. 982.

großen Mächten keine Nachahmer fanden. Es ist bekannt, daß diese erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts anfingen, diesen Gebrauch, der zu der majestätischen Schönheit eines Kriegsheers so viel beyträgt, einzuführen, und daß vorher die zu einer Armee gehörigen Truppen, am Tage eines Gefechts sich an ihren Feldbinden erkennen mußten. Bey diesem Reichsheer befanden sich 8000 Wagen, und bey jedem Wagen zwey Mann; 28 große Stücke auf vier Rädern, 100 Büchsen auf zwey und 3000 so genannte Hakenbüchsen oder Mousquetons [z]). Das ganze Heer wurde auf 80,000 Mann geschätzt, und von Herzog Albrecht von Sachsen angeführt. König Ludwig XI ergriff diesen Zeitpunkt, seinen so fürchterlichen Nachbar allenthalben Feinde zu erwecken. Er schloß mit Kaiser Friedrich ein Bündniß, welchem zufolge jeder von ihnen den Herzog mit 30,000 Mann angreifen, und keiner ohne Wissen und Willen des andern Friede machen sollte. Dieses Bündniß, das zu Andernach 1474. im Dec. geschlossen wurde, unterzeichneten im Namen des Reichs, die Churfürsten von Mainz, Trier, Sachsen und Brandenburg [a]). Dieser Verabredung gemäß fiel Ludwig in die Niederlande ein. Der Herzog von Lothringen, durch Frankreich aufgemuntert, griff Luxenburg an. Erzherzog Sigismund von Oesterreich, von den Schweizern unterstützt, die sich bey dieser Gelegenheit mit ihm, bis dahin ihrem Feinde, versöhnten, nahm die Grafschaft Pfirt wieder in Besitz, und kündigte dem Herzog an, daß die 80,000 Gulden, wofür ihm jene Grafschaft versetzt war, zu Basel niedergelegt wären,

 wo

z) Fugger V. 24. p. 815. seq.

a) Du Mont T. III. P. II. p. 521. Müller l. c. §. 58. p. 670.

wo er sie in Empfang nehmen könnte. Die Städte Basel und Strasburg schossen dem Erzherzoge diese Summe vor [b]). Karl, der schon auf den beständigen Besitz dieser Grafschaft gerechnet hatte, konnte es den Schweizern nicht verzeihen, daß er sie, durch ihr Zuthun verlieren sollte.

Aller Nachrichten ohnerachtet, die Karl aus verschiedenen seiner Staaten von Einbrüchen seiner Feinde bekam, blieb er anfangs hartnäckig entschlossen, den Krieg am Unterrhein fortzusetzen. König Christian I. von Dännemark, der von einer Reise nach Rom zurückkam, besuchte ihn in seinem Lager und that ihm Vorschläge zum Frieden, aber vergeblich. Endlich, es sey, daß der päbstliche Legat, der ebenfalls den Frieden zu vermitteln suchte, glücklichere Bemühungen anwandte, oder daß Karl auf die Nachricht, von drey kleinen schönen Städten, die Ludwig der XI. ihm abgebrannt hatte, von Rachgier fortgerissen wurde, diesem seinen gehaßtern Feinde entgegen zu gehen, zumal da eben der König von England mit einer Armee über die See gekommen war, und sehnlich wünschte, daß Karl zu ihm stoßen möchte, [c]) es kam ein Waffenstillstand von dreyen Tagen zu Stande. Hierauf hatten der Kaiser, der sich die ganze Zeit über zu Köln aufhielt, und der Herzog abermals eine Unterredung, und der Friede wurde geschlossen. Die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen dem Churfürsten von Köln und seinem Domkapitel wurde dem Pabst überlassen. Die übrigen Bedingungen blieben ein Geheimniß; aber man glaubte in der Folge durchgängig, und Maximilians Zeugniß

b) Fugger V. 22. p. 791.

c) Commines IV. 5. p. 119.

niß bestätigte es, daß der Herzog in diesem Vergleich das förmliche Versprechen gab, seine einzige Tochter Maria mit dem kaiserlichen Prinzen Maximilian zu vermählen d). Von einem andern gleichzeitigen glaubwürdigen Zeugen wissen wir, daß auf Karls Befehl seine Tochter einen Brief, den Maximilian ihr schrieb, eigenhändig beantwortete, ihm die Ehe versprechen, und zum Pfande dessen, einen Ring mit einem Diamant übersenden mußte e).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Karl außer den politischen Betrachtungen, die ihn vermochten, diese Verbindung einzugehen, auch durch die persönlichen Eigenschaften Maximilians, den er bey der Trierschen Zusammenkunft zuerst gesehen hatte, bewogen wurde, seiner Tochter einen so liebenswürdigen Gemahl zu bestimmen. Wenigstens berichtet Maximilian selbst, daß der Herzog bey seiner Tochter Liebe zu dem jungen Erzherzog, durch öftere Erzählungen von dessen vortreflichen Eigenschaften erweckt habe f). Und dieser Bericht wird dadurch bestätigt, daß nach des Herzogs Tode die junge Prinzeßin, wie wir bald sehen werden, Maximilian vor andern Bewerbern, denen die Niederländischen Stände günstiger waren, aus persönlicher Zuneigung den Vorzug gab. Maximilian hätte den Feldzug am Rhein wider den Herzog gern mitgemacht. Er war 15 Jahr alt. Allein sein Vater wollte es nicht gestatten, son-

 dern

d) Bilib. Birkheim. de bello Heluetico lib. I. ap. Freher. T. III. p. 60. Trithem. ad a. 1475. Auf Maximilians eignes Zeugniß berufen sich Gerh. a Roo. p. 283. u. Fugger V. 24. p. 520.

e) Commines III. 8. p. 96. VI. 3. p. 203.

f) Der weise König p. 117.

dern sandte ihn nach Dillingen, wo er unter dem Ritter Diepolt von Stein die Jägerey lernte [g]). Dieß wurde damals für ein wesentliches Stück der Erziehung, für eine nöthige Vorübung zum Kriege gehalten. In der That war es in jenen Zeiten einem Kriegsmann unentbehrlich, nach damaliger Art zu reden, alle Ritte, Stege und Pfade, Klingen und Forste, Wasser und Wälder, Berge und Thal aus eigrem Augenschein zu kennen, weil man sich diese Kenntnisse noch nicht, mit der heutigen Bequemlichkeit, aus Landcharten und Rissen erwerben konnte, wiewohl jener beschwerlichere Weg zu dergleichen Kenntnissen wohl werth wäre, auch bey der heutigen auch dem Trägsten so leicht gemachten Methode, nicht ganz versäumet zu werden.

Karl gieng nunmehr dem Könige von Frankreich entgegen. Aber dieser mehr listige als kriegerische Monarch nahm seine Zuflucht zu seiner Geschicklichkeit im Unterhandeln, durch die er einen Waffenstillstand erst vom Könige von England und hierauf auch von Karl erlangte [h]). Karl wandte nun seine Waffen gegen seine andern Feinde. Aus Lothringen, das er bald eroberte, eilte er auch die Schweizer heimzusuchen. Aber gegen diese tapfere Nation verlor er in drey Schlachten Glück, Ruhm
1476. und Leben. Bey Gransee oder Granson, wo sein
2. März Heer von einem panischen Schrecken ergriffen wurde, büßte er seine Artillerie, sein Lager und seinen Schatz ein, der sonderlich an Juwelen sehr reich soll gewesen
1476. seyn [i]). Einige Monate nachher wurden bey Mur-
22. Jun. ten

g) Fugger V. 23. p. 805.

h) Commines IV. 5—12.

i) Die ganze Beute wurde auf 3 Millionen Gulden geschätzt. Fugger V. 25. p. 828. Auf eine Million nach Watte-

ten seine besten Truppen niedergehauen. Diese zweyte Niederlage vermehrte die Kränklichkeit, die ihm der Verdruß über die erste zugezogen hatte. Da er sich sonst, wegen der Hitze seines Bluts, alles Weins enthalten mußte und schon des Morgens kühlende Getränke nahm, so konnte er jetzt starke Weine ohne Wasser vertragen [k]). Nachdem er einige Monate einsam gelebt, und sich seinem Gram überlassen hatte, stellte er sich endlich wieder an die Spitze einiger, so gut er konnte, zusammen gebrachter Völker und belagerte Nancy, das der Herzog von Lothringen wieder

Watteville Histoire de la Confédération Helvétique T. II. p. 56. Unter diesem Schatze befand sich der größte Diamant, das kostbarste Kleinod das damals in Europa existirte, ein in Gold gefaßter Diamant mit drey Rubinen und drey orientalischen Perlen umgeben. Ein gemeiner Schweizer soll ihn einem Priester für 1 Krone, und dieser einem Bauer für 2 Kronen verkauft haben. Dem Bauer soll ein Genueser 7000, und diesem der Herzog von Mailand Ludwig Sforza 11000 Gulden dafür gegeben haben. Endlich soll er an Pabst Julius den II. für 20,000 Ducaten gekommen seyn. Matthieu histoire de Louis XI. Nach andern kaufte Jacob Fugger diesen Diamant nebst einem Rubin und Strohhut des Herzogs für 47000 Gulden. Er kam hierauf an Heinrich VIII. von England, und durch dessen Tochter Maria an Philipp den II. von Spanien. Fugger l. c. Endlich erzählt Watteville l. c. die Geschichte dieses berühmten Diamants auf folgende dritte Weise. Wilhelm von Diesbach habe ihn 1492 für 5000 Gulden gekauft zu Lucern und wieder verkauft für 5400 Gulden, an Bartholomäus May Herr v. Strottlingen; dieser habe ihn dem Genueser für 7000 überlassen. Von dem Genueser sey er an Ludwig Sforza, und von diesem an Pabst Julius II. gekommen.

k) Commines V. 5. p. 156.

der eingenommen hatte. Hier lieferte er den Schweizern, die viel stärker wie er zum Entsatz herankamen, die dritte Schlacht, worin er im vier und vierzigsten Jahre seines Lebens, ungewiß ob von Feinden oder von Verräthern, getödtet wurde.

So lange Karl am Leben war, hatte Ludwig XI. gegen seine Vertraute oft geäußert, wie er sich, falls der Herzog stürbe, betragen würde. Damals war sein Vorsatz, des Herzogs einzige Tochter mit dem Dauphin, oder wenn dessen Jugend es hinderte, mit einem andern französischen Prinzen zu vermählen. Diesen letztern Theil seines Vorsatzes würden die niederländischen Stände, auf die bey der Verheirathung der Prinzeßin sehr viel ankam, am liebsten befördert haben, weil sie Frankreichs Freundschaft so sehr suchten, als sie dessen Herrschaft gern vermieden. Allein kaum erfuhr Ludwig den Tod des Herzogs, so bemächtigte sich seiner noch am nämlichen Tage, eine so lebhafte Freude über den Fall seines Feindes, ein so heftiges Verlangen, gleich im Besitz aller seiner Länder zu seyn, daß er, zum Erstaunen seiner Minister, jenen so sichern Plan fahren ließ, und Maaßregeln ergriff, die man eher von einem jungen Fürsten, der alles seinem Schwerd verdanken will, als von einem so erfahrnen, vorsichtigen Monarchen hätte erwarten sollen. Ludwig, den seine Furchtsamkeit mit Schlauigkeit verbunden allerley Mittel erfinden machte, die man in den mittlern Zeiten fast gar nicht gekannt hatte, um von jeder Begebenheit, die ihm Vortheil oder Nachtheil bringen konnte, aufs geschwindeste unterrichtet zu werden; der zu dem Ende allenthalben Kundschafter in seinem Solde hielt; der eine Art von Boten (messagers) in seinem Reiche stiftete, die wie die römischen veredarii, in Angelegenheiten des Ho-

fes

fes gebraucht wurden, welches die Erfindung der Posten erleichterte; Ludwig war insbesondre auf alles, was den Herzog von Burgund betraf, äußerst aufmerksam. Die erste Zeitung von der Niederlage des Herzogs bey Murten, bekam er durch die Herren von Commines und von Bouchage. In der Trunkenheit seiner Freude darüber vergaß er seines gewöhnlichen Geizes, und schenkte jedem zweyhundert Mark Silbers [l]). Nie aber war sein Verlangen nach Neuigkeiten von dem Herzoge so lebhaft gewesen, als wie dieser vor Nancy lag, und die Schweizer gegen ihn anrückten. Auf die Nachricht von der Niederlage seines so gefürchteten und gehaßten Feindes war seine Freude so groß, daß er nicht wußte, wie er sich mäßigen sollte. Man hatte aber anfangs keine Gewißheit vom Tode des Herzogs; einige Nachrichten sagten gar, er wäre entkommen. In unruhiger Erwartung zuverläßiger Berichte überlegte Ludwig nun, wie er es anzufangen hätte, um das Unglück des Herzogs aufs vortheilhafteste zu nutzen. Indem er diese Frage von allen Seiten mit aller Aengstlichkeit betrachtete, die die Lust zu einer so großen Beute und die Besorgniß, daß der Herzog noch am Leben seyn möchte, bey einem Mann von seinem Charakter hervorbringen mußte, langte Gewißheit von des Herzogs Tode an, und gleich faßte Ludwig, zu jedermanns Erstaunen, den Entschluß, nicht nur das Herzogthum Burgund in Besitz zu nehmen, wozu er hinlänglich befugt war, indem dieser Staat, als ein französisches Lehn nach Abgang des damit belehnten männlichen Stammes, an die Krone zurückfiel, sondern sich auch der übrigen Staaten des Herzogs, an die Frankreich keinen

l) Commines V. 10. p. 167.

nen gegründeten Anspruch hatte, mit Gewalt zu bemächtigen [m]).

Die Ausführung dieses Plans wurde unverzüglich vorgenommen, und bey der Bestürzung, worin die Burgundischen Staaten durch das Unglück ihres Herzogs gerathen waren, schien kein Widerstand zu besorgen. Das Herzogthum unterwarf sich gleich. Ebenfalls ergaben sich Bouchain, St. Quentin, Perronne und andre niederländische Städte. Mit andern war man schon wegen der Bedingungen in Unterhandlung. Bey der Niedergeschlagenheit hierüber sandte die junge Prinzeßin auf Rath ihrer Mutter, einer Englischen Prinzeßin aus dem Hause York, und anderer vornehmen Personen des Hofes, ingeheim den Kanzler von Burgund Hugonet und den Herrn von Imbercourt an den König, um so gut wie möglich den Frieden von ihm zu erlangen. Ludwig wußte diese Gesandten, vermittelst der guten Hoffnung, die er ihnen machte, zu bereden, daß sie ihm die wichtige Stadt Arras überliefern ließen, die ihn sonst länger hätte aufhalten können. Hierauf rückte er weiter, und nahm Hesdin, Boulogne und Douay, nach einigem Widerstand ein [n]).

Um die Verwirrung, worin sich so wohl die junge Prinzeßin als die Stände der verschiedenen niederländischen Provinzen befanden, noch zu vermehren, begieng Ludwig die Treulosigkeit, den Ständen nicht nur von der geheimen Gesandschaft Nachricht zu geben, sondern ihnen auch den Beglaubigungsbrief, den die Gesandten von der Prinzeßin mit bekommen hatten, zu übersenden. Dieser Brief wurde der Prin-

m) Commines V. 12. p. 170.

n) Idem V. 15. p. 176 seq.

zeßin zu ihrer großen Bestürzung in der Versammlung der Stände von Flandern zu Gent vorgelegt. o). Hugonet und Imbercourt wurden, alter Verbrechen wegen angeklagt und öffentlich enthauptet, obgleich die Prinzeßin nicht nur die Stände, sondern auch, am Tage der Hinrichtung, die unter den Waffen stehende Bürgerschaft persönlich mit Thränen um Begnadigung dieser beyden Minister flehte p). Die Stände von Flandern, insbesondre die Stadt Gent, waren mehr darauf bedacht, ihre Rechte und Freyheiten, die unter den letzten Herzogen einige Einschränkungen gelitten hatten, so weit möglich auszudehnen, als die nöthigen Anstalten gegen einen so nahen, so mächtigen Feind, wie Ludwig war, vorzukehren. Die Provinzen Holland, Seeland und Friesland wollten sich eher nicht dazu verstehen, der Prinzeßin gegen Frankreich beyzustehen, als bis sie die Erneurung aller ihrer Vorrechte und Freyheiten erlangt hatten. Diese bekamen sie vermittelst des so genannten großen Privilegiums, das die Prinzeßin ihnen ertheilen mußte q).

Indessen waren jetzt die Stände so wohl als der Hof überzeugt, daß um die Verwirrung zu heben, worin man war, die Prinzeßin sich verheirathen müßte. Die Stände hätten am liebsten gesehen, wenn sie einen französischen Großen, oder den jungen Prinzen von Cleve Johann, gewählt hätte. Aber an das erste war nicht zu gedenken, seitdem Ludwig so treulos gegen die Prinzeßin gehandelt hatte. Der

Prinz

o) Commines V. 16. 17. p. 180 seq.

p) Idem, V. 17. p. 181 seq. Wagenaar Niederländische Geschichte II. Th. p. 218. ꝛc.

q) Het groot Privilegie, Wagenaar l. c.

Prinz von Cleve war am Burgundischen Hofe er
gen; er war mit dem herzoglichen Hause verwan
aber er misfiel der Prinzeßin und vielen vom H
Der Graf von Rivers, Bruder der Königin v
England, machte sich einige Hoffnung. Aber se
Geburt war nicht edel genug für die Erbin des B
gundischen Hauses. Maximilian war glücklich
Seine oder vielmehr seines Vaters Gesandtschaft k
eben zu Gent an, als man daselbst am lebhaftes
wünschte, den Gemahl der Prinzeßin bestimmt zu
hen. Die Gesandtschaft bestand aus dem Churf
sten Johann dem II. von Trier, einem gebornen Ma
grafen von Baden, aus dem Bischof Georg von M
ebenfalls gebornen Markgrafen von Baden, aus H
zog Ludwig von Bayern und aus dem kaiserlich
Kanzler, Georg Häßler [r]). Das Gefolge, wo
unter sich viel Grafen und Herren befanden, w
dreyhundert Pferde stark. Bey der öffentlichen A
dienz führte der Bischof von Metz das Wort; er b
rief sich auf das Versprechen des Herzogs, auf d
eigenhändige Schreiben der Prinzeßin an Maximili
und den Ring, den er von ihr bekommen hatte [s]
Der alte Herzog von Cleve, der sich am Burgund
schen Hofe aufhielt, von dem er eine Pension v
6000 Gulden genoß, und der die Hoffnung noch nic
aufgab, die Braut für seinen Sohn zu erhalten, u
die Stände von Flandern hatten der jungen Prinze
sin angegeben, auf den Vortrag der kaiserlichen G
sandten blos mit allgemeinen Worten zu antworte
daß sie das Gehörte überlegen wollte. Allein d
Pri

r) Müllers Reichstagstheater P. I. Vorstell. I. Kap.
pag. 54.

s) Commines VI. 3. p. 304.

Prinzeßin hatte, zum Erstaunen des Herzogs und der Räthe, die der Audienz beywohnten, die Entschlossenheit, wider die mit jenen genommene Abrede, zu antworten, daß sie sich alles wohl erinnere, daß sie den Brief auf Befehl ihres Vaters geschrieben, daß sie das Concept noch verwahre. Nach der Audienz wollte der Herzog von Cleve ihr Vorwürfe über diese ihre Antwort machen. Allein sie versetzte, sie hätte nicht anders gekonnt; sie hätte das Versprechen gegeben und wolle es erfüllen [t]). Der Herzog begab sich gleich darauf nach seinen eigenen Landen zurück.

Maximilian hingegen trat nun die Reise nach den Niederlanden an, zu deren Behuf ihm die Prinzeßin hunderttausend Gulden übermachte [u]). Der Ehecontract wurde zwischen den kaiserlichen Gesandten und den Abgeordneten der Niederländischen Stände zu Gent am 18. August 1477. unterzeichnet. Vermöge desselben sollten, nach Maximilians oder seiner Gemahlin Tode, ihre überlebende Kinder in des oder der Verstorbnen Ländern, Besitzungen, und damit verknüpften Rechten, so wie auch in dem Mobiliarvermögen folgen. Falls bey dem Tode des einen oder andern Theils keine Kinder vorhanden wären, so sollten so wohl die Länder, als das Mobiliarvermögen des Verstorbenen denen anheim fallen, die nach den Gesetzen oder nach dem Herkommen das nächste Recht dazu hätten, ohne daß der überlebende Theil den geringsten Anspruch darauf machen könnte [v]).

Zwey

t) Commines ib.

u) Fugger V. 26. p. 856. 858.

v) Du Mont T. III. P. II. p. 9. Müller l. c. p. 55.

Zwey Tage nach der Unterzeichnung des Con-
1477. tracts wurde die Vermählung zu Gent vollzogen.
20. Die Ehe war glücklich aber von kurzer Dauer. Im
Aug. vierten Jahr derselben verlor Maximilian seine Ge-
1482. mahlin, sie starb an den Folgen eines Falls, den sie
26. mit einem Pferde, da sie eben schwanger war, auf
März. der Reyherjagd gethan hatte. Sie stand bey ihren Zeitgenossen in großer Achtung und wurde von ihren Unterthanen sehr geliebt [w]). Sie hatte im ersten Jahre ihrer Ehe den Erzherzog Philip, und im zweyten die Erzherzogin Margaretha geboren. Der Sohn, mit dem sie im dritten Jahr niederkam, starb bald.

Auf diese Weise kamen die schönen, reichen Burgundischen Staaten, deren Vereinigung mit Frankreich dieser Krone so wichtig und so leicht geworden wäre, durch unbegreifliche Verblendung Ludwigs XI. an das Haus Oesterreich. Commines, unter dessen Augen alles dieses vorging, der viel Antheil an den damaligen politischen Geschäften hatte, mit dem Ludwig seine größten Angelegenheiten zu überlegen pflegte, bezeugt seine Verwunderung mehr als einmal, daß dieser König, den er als das Muster der feinsten Politik ansah, gerade in dieser Sache lauter verkehrte Maaßregeln ergriff. Der König, der durch seine Klugheit die innere Schwäche der französischen Monarchie gehoben, der den Grund zu ihrer Stärke gelegt hatte, der voraussehendste Fürst seiner Zeit, ging von dem weisen Plane, den er selbst entworfen, sein Reich mit treflichen Provinzen zu vermehren, gerade in dem Augenblick ab, der die Ausführung davon am meisten begünstigte, und beförderte die Entstehung einer neuen Macht in seiner Nachbarschaft, die

w) Commines, ibid. p. 206,

die ihm noch fürchterlicher werden mußte, als es das Haus Burgund gewesen war. Commines wußte sich diesen Staatsfehler Ludwigs XI. nicht anders, als durch ein besondres Verhängniß zu erklären.

Diese Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund, war bekanntermaßen die erste Ursache der langen Eifersucht, die über drittehalb Jahrhundert zwischen Oesterreich und Frankreich geherrscht hat. Ludwig XV. als er im Jahr 1745 zu Brügge die Grabmäler Herzog Karls und seiner Tochter Maria in Augenschein nahm, machte selbst diese Anmerkung: „Hier sehen wir, sagte er, die Wiege aller unsrer Kriege." x) Die Lage und Beschaffenheit dieser Staaten, zu deren Besitz Oesterreich nunmehr gelangt war, konnte nicht fehlen, diese Eifersucht bey Frankreich natürlicher und nothwendiger Weise hervorzubringen. Frankreich ist auf drey Seiten von der Natur dergestalt gesichert, daß es daselbst, wenn einigermaßen gute Anstalten hinzukommen, keinen *auswärtigen* Feind zu fürchten hat. Die Pyrenäen sind seine Schutzwehre gegen Spanien; oben und unten hat es das Meer zur Grenze. Auf der Seite der Niederlande und gegen Deutschland beruht seine Sicherheit gegenwärtig auf einer Kette von Festungen, die ihm aber vormals fehlte. Eh die verschiednen Stücke von den Niederlanden, die seine Grenzen so beträchtlich erweitert haben, durch verschiedene Friedensschlüsse abgetreten waren; eh es die drey Stifte Metz, Toul und Verdun, den Elsaß und Lothringen an sich gebracht, und sich von Champagne bis an den Rhein vergrößert hatte; befand es sich vielmehr in der nachtheiligen Lage, zwey mächtige Völker, die

x) Henault unter dem Jahr 1478.

Niederländer und die Deutschen, zu sehr nahen Nachbaren seiner Hauptstadt zu haben, gegen die es durch keine Flüsse, noch Berge, noch Moräste gedeckt war, wo noch kein Vauban, in einem offnen ebenen Lande den Mangel natürlicher Befestigungen durch die Kunst ersetzt hatte. So oft hier auf der Grenze eine Schlacht gegen einen entschlossenen Feind verloren ging, war die Hauptstadt in Gefahr. Von der Seite der Niederlande war am meisten zu fürchten, seitdem diese reichen und stark bevölkerten Länder an Prinzen gekommen waren, die zwar aus dem königlichen Hause in Frankreich abstammten, die aber sich nicht selten mit Frankreichs Feinden verbanden. Die Herzoge von Burgund standen den Engländern bey, als diese im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so große Vortheile in Frankreich erlangten. Noch viel gefährlicher mußte die Nachbarschaft dieser Staaten für Frankreich werden, als sie an das Haus Oesterreich kamen, das durch eigne Besitzungen schon mächtig war, und Aussichten zu noch größern Erwerbungen hatte.

Ohngefehr drey Wochen nach seiner Vermählung schloß Maximilian in seinem und seiner Gemahlin Namen, einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit [y]) mit Ludwig XI, der jetzt einsah, wie sehr er sich verrechnet hatte, die Niederlande so leicht zu erobern. Während dieses Stillstandes wurde an einem Frieden gearbeitet, aber vergeblich, weil Maximilian das Herzogthum Burgund und die Plätze, die Ludwig eingenommen hatte, zurück verlangte, dieser aber sie nicht zurück geben wollte. Ludwig, aus Verdruß sich in seinen Hoffnungen durch seine eigene Fehler betrogen

y) Du Mont l. c. p. 10.

trogen zu sehen, und aus Haß gegen das Burgundische Haus, ließ jetzt dem verstorbenen Herzog Karl vor dem Parlament zu Paris der Felonie und der Rebellion wegen beschuldigen; eine Beschuldigung, die er, während der Herzog noch lebte, nicht gewagt hatte. Jetzt wurden seine Tochter und ihr Gemahl vorgeladen, den Verstorbenen zu verantworten. Da sie natürlicher Weise nicht erschienen, so klagte man auch so gar die Prinzeßin wegen Felonie an, weil sie die Stände des Herzogthums Burgund ermahnt hatte, sich Frankreich nicht zu unterwerfen. Man griff bald wieder zu dem einzigen Entscheidungsmittel eines solchen Processes, zu den Waffen.

Um seinen Sohn in diesem Kriege zu unterstützen, ließ Kaiser Friedrich ein allgemeines Aufgebot 1478. in Deutschland ergehen. In dem Ausschreiben sagte 31. er, daß der König von Frankreich die Fürstenthümer Jan. und Länder, die der verstorbene Herzog von Burgund besessen, vom deutschen Reiche mit Gewalt ab und an Frankreich zu bringen suchte; daß wenn man dieses nicht verhinderte, unersetzlicher Nachtheil für das Reich und die deutsche Nation daraus entstehen würde; daß er daher allen Ständen geböte, mit der stärksten Macht, die sie vermöchten, bereit zu seyn, um zu marschieren, so bald und wohin er es verlangte z). Auch der König von England Eduard IV. schien sich auf Maximilians Seite zu neigen. Allein Ludwig wußte das Gewitter, das sich gegen ihn zusammen zog, durch seine Geschicklichkeit zu zertheilen. Mit Eduard IV. schloß er einen sonderbaren Still- 1478. stand, der, so lange beyde lebten, und wenn der eine 13. oder Febr.

z) Du Mont l. c. p. 19. Lünigs Reichsarchiv. P. gener. Contin. p. 116.

oder der andre stürbe, hundert Jahr nach dessen Tode dauern sollte. Während der ganzen Dauer dieses Stillstandes versprach Ludwig für sich und seine Erben, dem Könige von England jährlich funfzig tausend Thaler zu zahlen [a]), wogegen die Ansprüche, die dieser noch an die Normandie und andre Provinzen machte, unentschieden blieben. Um zu verhindern, daß Maximilian keinen Beystand aus Deutschland
1478. bekäme, ging er mit ihm einen Stillstand unter so
11. Jul. billig scheinenden Bedingungen ein, daß man es nun in Deutschland für unnöthig hielt, sich in die Unkosten eines Zuges zu setzen. Vermöge dieses Stillstandes, der ein Jahr lang dauern sollte, gab Ludwig alles, was er in der Grafschaft Burgund und Hennegau eingenommen hatte, zurück. Jeder der beyden Theile sollte sechs Schiedsrichter ernennen, die während der Zeit an einer Entscheidung arbeiten sollten [b]).

Der Stillstand wurde gehalten. Allein da Ludwig nicht für gut fand, seiner Seits die sechs Schiedsrichter zu ernennen, so sah sich Maximilian genöthigt, aufs neue seine und seiner Gemahlin Rechte durch die Waffen zu behaupten. Er belagerte Terouanne, und als die Franzosen diese Stadt entsetzen wollten, lie-
1479. ferte er ihnen die blutige Schlacht bey Guinegate,
7. Aug. die er gewann, so sehr auch neuere französische Geschichtschreiber [c]) den Ausgang als zweifelhaft vorstellen wollen. Das Zeugniß des gleichzeitigen

a) Du Mont l. c. p. 19 u. 20.

b) Idem l. c. p. 26.

c) Henault z. E.

zeitigen Commines, der in Ludwigs Diensten stand, widerlegt sie [d]).

Commines gesteht, daß Maximilian, wäre er nach diesem Siege wieder vor Terouanne gegangen, weder daselbst noch zu Arras einigen Widerstand würde gefunden haben [e]). Man weiß nicht was ihn hinderte den erlangten Vortheil besser zu nützen. Vielleicht hatte der Sieg selbst ihn zu sehr geschwächt. Von dieser Stunde an, sagt Commines, beschloß Ludwig mit Maximilian wegen des Friedens zu handeln. Zugleich aber die Niederländer, von denen er wußte, daß sie zu Unruhen sehr geneigt waren, dergestalt gegen ihn aufzubringen, daß er dadurch außer Stande gesetzt würde, Frankreich einigen Schaden zu thun.

Die sämmtlichen Niederländischen Provinzen hatten von je her eine freye Verfassung. Ihre Stände, die unter den letzten Herzogen etwas niedergedrückt waren, erhuben sich wieder nach Karls Tode. Sie fingen aber auch schon gleich damals an, sich des *Uebergewichts*, das sie bey den bedrängten Umständen der jungen Prinzeßin, Karls Tochter, so leicht erlangten, ohne Mäßigung zu bedienen. Besonders trieben die Flandrischen Stände nicht so wohl die Liebe zur Freyheit, als die Herrschsucht, die so oft mit jener verwechselt wird, bis auf den höchsten Grad. Insbesondere zeichneten sich Gent, Ypern, Brügge, das Amsterdam der damaligen Zeiten, durch

d) Commines VI. 6. p. 212. Ein Brief, worin Maximilian dem Herzoge Wilhelm von Sachsen von diesem Siege Nachricht gab, steht bey Müller l. c. p. 66.

e) Commines l. c.

den Uebermuth und durch den Trotz ihrer Bürger aus. Sie hatten in die Entschließungen der Stände von Flandern ohngefehr einen so entscheidenden Einfluß, als in spätern Zeiten die Stadt Amsterdam in Holland gehabt hat. Alles, was in dieser Provinz zur Behauptung oder Erweiterung ihrer Freyheiten vorgenommen wurde, pflegte man denen von Gent oder Brügge zuzuschreiben. Dieses war die Folge ihres großen durch Handlung, Schiffahrt und Manufacturen erworbenen Reichthums.

Diese Städte, von Handlungsgeist beherrscht, wollten keinen Krieg; Maximilian wurde also nicht gehörig unterstützt. Auf der andern Seite wollte Ludwig XI, der kränklich geworden war, seinen Zweck lieber durch Intriguen, als durch die Waffen erreichen. Die Feindseligkeiten also, die man noch ein-
1481. mal durch einen fruchtlosen Stillstand unterbrach, wurden ohne Lebhaftigkeit fortgesetzt. Unterdessen
1482. 26. März. starb Maximilians Gemahlin, und nun zeigte sich die volle Wirkung von den geheimen Bemühungen, die Ludwig anwendete, ihn bey den Niederländern verhaßt zu machen. Er wurde von allen Provinzen, nur nicht von Flandern als Vormund seiner Kinder, und Regent der Länder anerkannt. In Flandern hatte die übertriebene republicanische Parthey die Oberhand. Diese beschuldigte ihn, daß er den Krieg seines eigenen Interesses wegen zu verlängern suchte, und die Gelegenheiten, einen Frieden zu erlangen, vermiede; daß er die ihm anvertrauten Gelder nicht gehörig anwendete; daß er sich mehr von Ausländern, die die Verfassung und Sitten der Niederländer nicht kennten, als von Eingebornen rathen ließe. Die Flandrer bemächtigten sich der Person des jungen Erzherzogs Philipps, setzten ihm Vormünder und schlossen den Vater von allem Antheil an seiner Erziehung aus.

Es war eben beym ersten Ausbruch dieses Streits, als die Stände, so sehr auch Maximilian darwider war, mit Ludwig XI. den berühmten Frieden zu Arras schlossen, vermöge dessen die Prinzeßin Margaretha, Maximilians Tochter, mit dem Dauphin vermählt werden, und ihm zum Heirathsguth die beyden Grafschaften Artois und Burgund, und die fünf Herrschaften, Macon, Auxerre, Salines, Bar an der Seine und Noyers mitbringen sollte. Diese Länder sollten nach dem Tode der Prinzeßin den Kindern beyderley Geschlechts, die während ihrer Ehe mit dem Dauphin erzeugt seyn würden, erblich zugehören. Stürbe sie aber ohne Kinder, oder vor Vollziehung der Heirath, so sollten diese Länder an ihren Bruder Philip zurück fallen. Wenn Erzherzog Philip ohne Erben stürbe, sollte seine Schwester Margaretha, oder ihre Nachkommen in den Niederlanden und seinen andern Herrschaften succediren. Die Prinzeßin sollte unverzüglich nach der Publicirung dieses Friedens nach Frankreich gebracht, daselbst am Hofe und auf dessen Kosten erzogen und mit dem Dauphin, so bald beyde das erforderliche Alter erreicht, vermählt werden [f]. Dieser letzte Artikel wurde auch gleich in so weit vollzogen, daß Margaretha nach Frankreich geführt, und bey ihrer Ankunft zu Amboise mit dem Dauphin feyerlich verlobt wurde [g]. Man gab ihr schon den Titel Königin; so nennt sie Commines [h]) beständig in den ersten sechs Büchern seiner Memoiren, die er gleich nach Ludwigs XI. Tode scheint geschrieben zu haben.

1482. Jun.

f) Du Mont l. c. p. 100.

g) Fugger V. 30. p. 921. Daniel T. VII.

h) Commines VI. 3. p. 206.

Nach der Schließung dieses Friedens wurde der Streit zwischen Maximilian und den Flandrischen Ständen wegen der Vormundschaft über den jungen Philip sehr lebhaft; es kam zu einem innerlichen Kriege. Andere Provinzen, die billiger dachten, Oberbraband, Hennegau, Holland und Seeland nahmen Maximilians Partey, und unterstützten ihn mit Geld und Truppen. Der französische Hof trug alles dazu bey, die Verwirrung zu vermehren. Ludwig XI. war indessen gestorben, und Karl VIII. auf den Thron gelangt, der eben in sein vierzehntes Jahr getreten, und also nach den französischen Gesetzen mündig war. Dieser, oder vielmehr seine Minister in seinem Namen, erklärten öffentlich, daß er die Flanderer in Schutz nehmen und gegen alle und jede unterstützen wollte [i]; er schloß einen Bund mit ihnen [k]; er schrieb an Maximilian, den er seinen Schwiegervater nannte, um ihn von allen Thätigkeiten gegen die Flanderer abzumahnen; er verlangte darin, daß Maximilian seinen Streit mit ihnen vor dem Pariser Parlement ausmachen sollte, weil Flandern ein Lehn von Frankreich war [l]. In der Antwort, die Maximilian hierauf gab, drückt er sich so aus: „ich ermahne Ew. Majestät als Vater und Dero Ehre wegen, Dieselben wollen aufhören, treue Unterthanen von ihrem schuldigen Gehorsam gegen ihre Fürsten abzuhalten, und Rebellen in ihrer Bosheit zu stärken“ [m]. Es lag nicht an Frankreich, daß der bürgerliche Krieg in den Niederlanden jetzt nicht in volle Flammen ausbrach. Glücklicherweise wurde Frank-

i) Du Mont l. c. p. 141.

k) Idem ib. p. 143.

l) Idem. p. 183.

m) Fugger V. 32. p. 941.

Frankreich selbst durch die Unruhen, die der Herzog von Orleans erregte, verhindert, das Feuer weiter anzuschüren. Die Flanderer besannen sich um so viel eher, da die andern Provinzen ihnen ihr Unrecht vorstellten, sich für Maximilian erklärten und ihn nachdrücklich unterstützten. Es kam daher ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen nun auch die Flanderer Maximilian als Vormund und Regenten erkannten, und ihm den jungen Erzherzog, den sie in ihrem Gewahrsam hatten, überlieferten. Hingegen mußte ihnen Maximilian die Erhaltung aller ihrer Rechte und Freyheiten versprechen, und insbesondre, daß er seinen Sohn bis zu seiner Volljährigkeit nicht aus den Niederlanden wegführen, und daß er alles, was die Stände seit Mariens Tode in Philips Namen verordnet und beschlossen hatten, bestätigen wollte [n]. Allein die durch diesen Vergleich wiederhergestellte Ruhe war von kurzer Dauer. In der Zwischenzeit wurde Maximilian zum römischen König erwählt. Ich will aber die Erzählung von den Umständen dieser Wahl bis auf einen andern Ort versparen. Es sey genug hier blos die Epoche zu bemerken.

1485. 28. Jul.

1486.

Maximilian hatte den Beystand, den Frankreich den Flandrern leistete, als einen Friedensbruch angesehn. Er hatte daher kein Bedenken getragen, einen Bund mit dem Herzoge von Bretagne wider Frankreich einzugehen. Zum Behuf dieses Krieges hatte Maximilian deutsche Truppen in Sold genommen. Diese Truppen gaben den Republicanern viel Anlaß zu klagen. Bald wurden die vornehmsten Officiere beschuldigt, den Sold nicht gehörig auszuzahlen, und dadurch den gemeinen Soldaten zu nöthigen, sich selbst durch Plünderungen und Gewaltthätigkei-

n) Du Mont l. c. p. 145.

ten bezahlt zu machen. Bald beschwerte man sich über die Freygebigkeit, die Maximilian gegen die Deutschen auf Kosten des Landes bewiese, das bey allen Kriegen des letzten Herzogs nicht so viel Gelder hätte aufbringen müssen, als während dieser kurzen vormundschaftlichen Regierung. Man behauptete auch, Maximilian hätte den Krieg mit Frankreich, so bald der Vergleich mit den Flandrern zu Stande war, nicht fortsetzen müssen; nunmehr da er sich mit Frankreichs Feinden eingelassen, sey er es, der den Frieden mit dieser Krone gebrochen. Endlich beklagte man sich, daß wider die Verträge und wider die Privilegien des Landes, bey Besetzung der Aemter und Ehrenstellen die Einheimischen den Ausländern nachgesetzt würden [o]). Dergleichen Reden blieben nicht ohne Wirkung, besonders seitdem ein Herr von Rossingen, ein freyer Republicaner, wegen der lauten Anmerkungen, die er über diese Dinge machte, aufgehoben und auf das Schloß zu Vilvoorden in Verwahrung gebracht, aber von da wieder entkommen war. Dieser war nach wiedererlangter Freyheit noch viel geschäftiger, Maximilians Regierung verhaßt zu machen. Frankreich unterließ nicht, das Feuer anzuschüren und nach Maximilians Behauptung, war es der französische General, d'Esquerdes, der denen von Brügge zu dem Frevel rieth, sich der Person dieses Prinzen zu bemächtigen und ihn als einen Verbrecher zu behandeln [p]). Diese Begebenheit, die damals allgemeines Erstaunen erregte, trug sich auf folgende Weise zu. Das Mißtrauen war auf beyden Seiten aufs höchste gestiegen. Maximilian hielt sich ohne

o) Fugger V. 35. p. 979. seq. Wagenaar II. Th. p. 242.

p) Daniel Histoire de France, T. VIII. p. 831.

ohne eine Bedeckung von fünfhundert Reutern nicht mehr sicher. Gegen Ende des Januars kamen Abgeordnete von Brügge, die ihn einluden, das Lichtmeßfest bey ihnen zu feyern. Er trug anfänglich Bedenken, die Einladung anzunehmen, weil diese Stadt ihm am heftigsten zuwider war. Weil aber die Abgeordneten alle für Anhänger seiner Parthey gehalten wurden, weil sie versicherten, sie wüßten von keinen andern als friedlichen Gesinnungen ihrer Mitbürger, und allenfalls könnte der König auf den Beystand von drey tausend ihm ergebenen, treugesinnten, rechnen; so begab sich Maximilian hin, aller Warnungen seiner Räthe unerachtet.

Jene Abgeordnete hätten es zwar redlich gemeint, allein die Gesinnungen ihrer Mitbürger schlecht gekannt. Am Tage nach seiner Ankunft, am 10. Febr. des Morgens früh, kam Nachricht, daß die von Gent die Waffen wider ihn ergriffen und Cortryk, wo er eine Besatzung hielt, eingenommen hätten. Gleich hierauf wollte er sich selbst nach Cortryk begeben: allein er fand die Thore verschlossen. Unter seinen Augen versammlete sich die Bürgerschaft bewaffnet, besetzte den Markt und die Gassen. Man verlangte von ihm die Auslieferung seiner Räthe, die die öffentlichen Gelder unter Händen gehabt, und da sie nicht unter seinem Gefolge waren, versprach man denjenigen öffentlich eine Belohnung, der sie angeben oder liefern würde. Zweymal erschien Maximilian auf dem Markt, ohne den Tumult stillen zu können, der zwey Tage lang währte. Ein Gerücht, daß Kriegsvölker in Anzug wären, ihn zu befreyen, brachte ihn in die größte Gefahr. Das Volk läutete die Sturmglocke, ließ die Fahne von Flandern wehen, und fing

an

an mit Gewalt in das Schloß zu dringen, wovon einige seiner Anführer es mit Mühe abhielten. Am zweiten Abend des Tumults holte man den König vom Schlosse ab, unter dem Vorwand, daß es ihm daselbst an den nöthigen Bequemlichkeiten fehlte, und brachte ihn in ein kleines Haus eines Gewürzkrämers am Markt [q]). Das Zimmer, wo man ihn hinführte, wurde mit Gittern vor den Fenstern verwahrt. Acht Männer bewachten ihn. Seine Minister wurden vor seinen Augen weggeführt und in Gefängnisse geworfen. So groß war damals der Uebermuth der reichen und freyen Bürger von Brügge.

Hierauf wurde einigen von seinem Gefolge der Proceß gemacht. Ein Herr von Nienemen, Wassergraf und ein Officier der Truppen wurden mit der Tortur belegt, weil man sie beschuldigte, daß sie gesucht hätten, die Stadt den Kriegsvölkern in die Hände zu spielen. Der Kanzler Carrondolet und verschiedene andre Minister wurden, wie Missethäter nach Gent geführt, wo die Flandrischen Stände Maximilian der Vormundschaft und Regentschaft verlustig erklärten [r]), die von Brügge aber ließen sich mit ihm in Unterhandlungen ein; sie boten ihm jährlich gewisse Einkünfte, mit denen er sich sollte begnügen lassen, viertausend Pfund Flämisch für seinen Hofstaat und eben so viel für seine Leibwache. Allein er schlug alles standhaft und mit Würde ab. Als man ihn hierauf an einen, wie sie glaubten, noch mehr sichern, abgelegenen, einsamen Ort in Verwahrung bringen wollte, stellte er ihnen nachdrücklich vor; wie er sein Leben und Blut für sie nicht gespart, zu einer Zeit, da sie

in

q) Fugger V. 35. p. 980. u. f.

r) Fugger l. c. p. 985.

in den bedrängtesten Umständen gewesen, um sie gegen den mächtigen König, ihren Nachbar zu beschützen, dessen Absichten blos dahin gingen, sie um alle ihre Freyheiten zu bringen; sie sollten erwegen, daß er ihres Erbfürsten Vater und rechtmäßiger Vormund, daß er Sohn des römischen Kaisers und er selbst römischer König sey; diesem seinem Stande und Range gemäß verlangte er von ihnen behandelt zu werden; in ihrer Gewalt sey er zwar, aber nicht als Feind, als Kriegsgefangener, sondern als Freund sey er zu ihnen gekommen, als zu treuen, lieben Unterthanen; Er wolle sie als ein Vater ermahnen, den Ausgang zu bedenken. Diese Rede rührte sie, daß sie dießmal ihren Vorsatz nicht ausführten. Allein in der Mitte des Morgens führten sie ihn dennoch nach jenem andern Gefängniß. Er ließ sich vorher, eh er einwilligte, drey Bedingungen versprechen, daß man sich an seiner Person nicht vergreifen, daß man ihn den Franzosen oder denen von Gent nicht ausliefern, und daß man ihm zehn seiner Hofbediente zur Aufwartung lassen wollte. Die Fortbringung geschah bey Tage; die Bürgerschaft hielt alle Straßen besetzt; man erlaubte ihm, zu reiten. Als er zum Hause heraustrat, grüßte er sie freundlich [s]).

Hierauf that man ihm neue Vergleichsvorschläge; er sollte gewisse Räthe, die man nannte, abdanken, und andre, Eingeborne des Landes, annehmen; er sollte seine Kriegsvölker abdanken; den Frieden mit Frankreich von 1482 halten, hingegen das Bündniß, das er mit dem Herzoge von Bretagne eingegangen, aufheben; von der Vormundschaft und Regentschaft abstehn, und sich mit einer jährlichen

Summe

s) Fugger l. c. p. 986.

Summe begnügen. Auch diese Vorschläge lehnte er mit aller der Fassung und Würde ab, durch die er diese Zeit über seine Feinde so oft in Verlegenheit setzte.

Die deutschen Kriegsvölker indessen, in Maximilians Solde, waren unter der Anführung ihrer Officiere sowohl als einiger Flandrischen Herrn, die ihm treu blieben, zu Felde gegangen, hatten einige feste Oerter besetzt, und die von Gent an verschiedenen Seiten angegriffen. Maximilian wurde genöthigt, ihnen dieses schriftlich zu verbieten. Allein sie kehrten sich daran nicht, sie ahndeten vielmehr die Mißhandlung, die ihrem Könige wiederfuhr, an den Urhebern, an den Flandrern, durch Brandschatzungen und Streifereyen. Die Erbitterung nahm auf beiden Seiten zu. Die von Gent ließen erst fünf und darauf zehn vornehme Personen, deren Eifer und Treu gegen Maximilian ihnen anstößig war, hinrichten. Es erfolgten mehr Hinrichtungen. Der Haß und der Argwohn des Volks, wenn es zur Zeit bürgerlicher Kriege die Oberhand hat, ist verschwenderisch mit dem Blute seiner Feinde t).

Eh Maximilian nach Brügge gegangen war, hatte er seinen Sohn, den Erzherzog Philip mit einigen der vornehmsten Minister nach Mecheln gesandt. Auf deren Rath ließ Philip die Stände der sämtlichen Provinzen nach eben dieser Stadt berufen. Er ließ ihnen durch den Kanzler von Braband in Niederländischer und durch den von Luxemburg in Französischer Sprache (denn so wurde es gewöhnlich gehalten, weil in einigen Provinzen blos Französisch gesprochen wurde) den Frevel vorstellen, den die von Brügge an seinem Vater

t) Idem l. c. p. 989.

Vater begiengen; er verlangte, daß sie unverzüglich die diensamsten Anstalten zu seiner Befreyung vorkehren möchten. Hierauf wurden in Namen der Städte Deputirte nach Gent gesandt, die die Loslassung des Königs verlangten; denn obgleich die von Brügge ihn gefangen hielten, so geschah doch alles in Verabredung mit denen von Gent und den Flandrischen Ständen überhaupt. Die von Gent schlugen eine Zusammenkunft in ihrer eigenen Stadt vor. Die Deputirten antworteten, es käme nicht den Gentern, sondern dem Fürsten zu, Zeit und Ort zu einem Landtage zu bestimmen. Damit gleichwohl, um der Etiquette willen, eine so heilsame Sache, wie die Erhaltung der Ruhe, nicht aufgeopfert würde, sandten die zu Mecheln versammelten Stände zum zweitenmal eine ansehnliche Deputation nach Gent, um das Verlangen der Flandrer zu vernehmen. Dieses bestand darin, dem jungen Erzherzog andre Räthe zu geben; die Regierung nach den alten Rechten und Sitten wieder herzustellen; den Frieden von 1482 mit Frankreich zu halten, und in allen diesen gemeinschaftlichen Angelegenheiten der sämtlichen Provinzen gemeinschaftlich zu handeln. Die Deputirte, die keinen Auftrag hatten, sich auf etwas einzulassen, nahmen diese Vorschläge mit nach Mecheln. Nach einigen Unterhandlungen kamen die hier versammelten Stände mit den Flandern überein, einen Landtag zu Brüssel zu halten, wo man zuerst von der Befreyung des römischen Königs, als die alle weitere Berathschlagungen vorangehen müßte, und sodann über die andren Punkte handeln wollte [u]).

Unterdessen hatte Kaiser Friedrich auf die Nachricht von seines Sohns Gefangenschaft ein allgemeines Aufge-

u) Fugger V. 36. p. 992. u, f.

Aufgebot im ganzen Reiche ergehen lassen, funfzehntau-
send Mann kamen mit ungewöhnlicher Geschwindigke
bey Köln zusammen. Eine solche dem römischen Kö
nige zugefügte Beleidigung, glaubte man, müßt
vom ganzen Reiche geahndet werden. Kaiser Fried
rich, im drey und siebzigsten Jahre seines Alters stell
te sich selbst an die Spitze. Im Namen des Reich
wurde eine Gesandschaft nach Mecheln abgeordnet, wo
von der Bischof von Worms der vornehmste wa
theils zu versuchen, ob die Sache durch gütliche Un
terhandlungen zu vermitteln wäre, theils mit Erzhe
zog Philip und seinen Räthen zu überlegen, wie de
Kriegszug, falls er nöthig wäre, am besten könn
te eingerichtet werden x).

Zu gleicher Zeit sprach Pabst Innocentius de
VIII. den Bann gegen die drey Flandrischen Städte
Gent, Brügge und Ypern aus und gebot den übri
gen Niederländischen Provinzen bey eben dieser Stra
fe, den König zu befreyen. Diese damals so wirk
same Drohung des Oberhauptes der Kirche beförderte
eine Verbindung unter vielen dieser Pnovinzen, di
Befreyung des Königs durch Güte oder Gewalt zu er
halten y).

Alle diese Anstalten hatten endlich die Wirkung
daß nachdem der Landtag zu Brüssel, ohne etwas zu
beschließen, auseinander gegangen war, ein zweiter zu
Gent zusammen kam, wo die Flandrer sich zu einem
Vergleich unter folgenden Bedingungen verstanden
Der König sollte unmittelbar auf freyen Fuß gesetz
werden. Zur Sicherheit aber der Flandrer gewisse
Personen als Geißel zurücklassen; seine Kriegsvölker
sollten,

x) Fugger l. c.

y) Idem l. c. p. 994.

sollten, binnen vier Tagen nach seiner Befreyung, aus Flandern, und binnen acht aus den übrigen Provinzen wegziehen, sie sollten auf dem Marsch weder brennen noch plündern, noch ranzioniren, noch Gefangne mitnehmen, oder der Betrag des Schadens, den sie dadurch verursachen würden, sollte von der Pension, die die Stände Maximilian in diesem Vergleiche bewilligten, abgezogen werden; zur Bezahlung dieser Völker sollten die sämtlichen Provinzen fünf und zwanzigtausend Livres flämischen Geldes geben, wenn aber die Völker binnen der bestimmten Zeit nicht aus dem Lande wären, sollten diese fünf und zwanzigtausend Livres zur Anwerbung andrer Truppen, um jene mit Gewalt zu vertreiben, angewandt werden; der König sollte alle festen Plätze gewissen Personen übergeben, die sie im Namen Erzherzogs Philips in Besitz nehmen sollten; der König sollte ihnen seine Gefangenschaft und alles vorgefallne verzeihen und vergessen, so wie auch sie alle ihnen zugefügte Beleidigungen vergessen sollten; Maximilian sollte der Vormundschaft und Regentschaft in Ansehung der Provinz Flandern entsagen, und jene sowohl als diese den nächsten Verwandten des Burgundischen Hauses und den Ständen von Flandern überlassen; dagegen sollte ihm die Provinz Flandern jährlich während der Minderjährigkeit seines Sohns tausend Livres Flämisch bezahlen; er sollte von nun an weder Wapen noch Titel von dieser Provinz führen; er sollte den Frieden mit Frankreich von 1482 aufs neue bestätigen und unverbrüchlich halten [z]). Maximilian unterschrieb diese Bedingungen, ob er gleich wußte, daß das deutsche Heer zu seiner Befreyung schon in die

z) Du Mont l. c. p. 201. Müller l. c. p. 79.

Niederlande eingerückt war; er fürchtete, eben dieser Umstand möchte die Einwohner von Brügge zur Verzweiflung treiben.

Am 16. May wurde er in Freyheit gesetzt, nachdem er sechszehn Wochen in diesem Verhaft gesessen hatte. Das Volk war in großer Menge versammelt; Maximilian ließ nicht den geringsten Unwillen oder Verdruß blicken, sondern trat mit heiterm Gesicht aus seinem Gefängniß hervor und sagte lächelnd mit lauter Stimme: nun haben wir endlich einmal Friede. Er begab sich hierauf in Begleitung der Deputirten der verschiedenen Provinzen und der obrigkeitlichen Personen von Brügge, erst nach der Hauptkirche den Gottesdienst beyzuwohnen, mit dem man den Anfang der Aussöhnung machen wollte. Aus der Kirche ging der Zug nach dem Markte, wo eine Bühne aufgerichtet war, auf der Bühne ein Altar und neben diesem ein Thron, um hier die Vergleichsbedingungen feyerlich zu beschwören. Maximilian aber begab sich erst noch einmal nach seinem gewesenen Gefängniß. Indem er es betrachtete, baten ihn die Deputirten der Provinzen für die Flandrer und besonders für die von Brügge. Er erklärte gleich, daß er ihnen gern verziehe. Hierauf begab er sich wieder nach dem Markte, wo er, nachdem er an den Altar gekniet und gebetet hatte, über einer geweihten Hostie, über einem Evangelienbuche, über einem Stücke des heiligen Kreuzes, über den Reliquien des heilgen Donatiani, als des Patrons von Brügge, und über einen Meßcanon den von ihm verlangten Eid ablegte, des Inhalts, daß er den von ihm unterschriebenen Vergleich unverbrüchlich halten wollte, und die Flandrer von aller Pflicht, womit sie ihm als Vormund seines Sohns bis dahin zugethan gewesen, ledig zählte. Alle anwesende Deputirte der Provinzen,

zen, so wie auch die der Flandrischen Stände, schwuren hierauf ebenfalls diesen Vergleich zu halten [a]). Des Nachmittags verließ er die Stadt. Vorher ließ er den Magistrat zu sich kommen, dem er nochmals erklärte, daß er den Frieden, ob sie ihn gleich darzu genöthigt hätten, stets und fest halten wollte, „aber" fügte er hinzu, wegen des Römischen Kaisers, „meines Vaters, kann ich euch nichts gewisses versprechen; ich bin selbst zweifelhaft, wie er eure „Handlung aufnehmen wird. Ihr mögt um mich „verdient haben, was ihr wollt, so ermahne ich euch „wohlmeinend, wendet Fleiß an, ihn zu versöhnen, „und handelt künftig bescheidner und vernünftiger." Mit diesen Worten verließ er sie, da sie eben antworten wollten. Ihre Bestürzung war groß, indem sie in dem Augenblick die ganze Unbesonnenheit ihres Betragens, und die Gefahr, die sie sich dadurch zugezogen, erkannten. Maximilian ging gleich seinem Vater entgegen und suchte ihn zur Einstellung aller Feindseligkeiten zu bewegen. Allein der Kaiser setzte ein Gericht nieder, worin alle bey dem Heer befindliche deutsche Fürsten und Grafen saßen. In deren Gegenwart untersuchten zwey Doctors die Frage, ob das eidliche Versprechen, das Maximilian den Flandrern gegeben hatte, gültig sey. Die beiden Doctors stritten über den bejahenden und verneinenden Satz vier Stunden lang. Endlich beschloß das Gericht durch die Mehrheit der Stimmen, „die von Brügge hätten den römischen König auf Treue und Glauben zu „sich gebeten, und ihm Sicherheit versprochen, dieses gegebene Wort aber schändlich gebrochen und wider das Völkerrecht gehandelt; sie hätten die wider „ihn vorgebrachten Klagen nicht erwiesen; sie hätten „ihn

a) Fugger l. c. p. 997. seq.

„ihn gezwungen, seiner rechtmäßigen Vormundschaft „über seinen Sohn zu entsagen, verschiedne Städte „und Orte, die Lehne des deutschen Reichs wären, an „Frankreich zu überlassen, wozu er ohne Einwilligung „des Reichs nicht befugt gewesen; sie hätten allen „geistlichen und weltlichen Rechten zuwider, an den „Gesalbten des Herrn, Hand gelegt; wenn ihr Ver„brechen ungestraft hinginge, dürfte keine Obrigkeit „länger Gehorsam von ihren Unterthanen erwarten; „die von Gent, Brügge und Ypern also wären der „Treulosigkeit und Meineidigkeit gegen ihren recht„mäßigen Fürsten, des frevelhaftesten Betragens ge„gen Gott, gegen das Völkerrecht und gegen das „Römische Reich, und des Verbrechens der belei„digten Majestät schuldig; alle dem Könige abge„zwungene Versprechen wären kraftlos und nichtig; „er sey von dem abgenöthigten Eide entbunden, und „befugt, diese aufrührische Städte mit Hülfe des „Reichs zu bestrafen [b]).“

Der Krieg wurde also gegen die drey Städte angefangen. Maximilian, der dabey nicht zugegen seyn wollte, begab sich nach Tyrol. Die drey Städte bekamen nicht nur Hülfe aus Frankreich, sondern Braband und andere Provinzen traten auch auf ihre Seite. Sie wurden aufs äußerste gebracht. Die Wut des gemeinen deutschen Soldaten war zu heftig. In einem Gefechte war ein Zunftmeister aus Gent gefangen. Die Deutschen nagelten ihn mit einem Dolch auf ein Brett, schrieben dabey: „Also wollen wir de„nen lohnen, die den Römischen König gefangen hiel„ten“ und so ließen sie ihn den Lysestrom nach Gent hinunterschwimmen [c]).

Die

b) Fugger l. c. p. 1000. Müller l. c. p. 85.

c) Fugger l. c. p. 1001.

Die Deutschen blocquirten Gent. Aber nach sechs Wochen hoben sie die Belagerung auf. Kaiser Friedrich begab sich nach Deutschland zurück. Der Französische Hof, der sich öffentlich für die Flandrer erklärt hatte, unterstützte sie auch wirklich mit einigen tausend Mann Hülfstruppen. Hierdurch wurde Maximilian berechtigt, seine kriegerische Thätigkeit, die er seines Eides wegen wider die Flandrer nicht richten wollte, gegen Frankreich anzuwenden. Schon hatte er auf dem Reichstage zu Frankfurt die Stände zu bewegen gewußt, ihn bey diesem Vorhaben nachdrücklich zu unterstützen, als unvermuthet auf eben diesem Reichstage der Friede zwischen ihm und Frankreich zu Stande kam. Der Französische Hof hatte Ursache einen Krieg mit dem Reich zu vermeiden; er hatte damals Absichten auf das Herzogthum Bretagne; die Gelegenheit war vor der Thür, dieses wichtige Land, das einzige, das noch seinen eignen Herrn hatte, mit der Krone wieder zu vereinigen. Um diesen angelegenen Zweck ungestört zu erreichen, mußte der Friede mit Deutschland, und folglich mit Maximilian, erhalten werden. Auf der andern Seite waren die Stände des deutschen Reichs immer bereit, zu einem Frieden mit Frankreich die Hände zu bieten, wenn die Bedingungen nur einigermaßen billig waren. Außerdem mochte Maximilian den Frieden ebenfalls aus dem Grunde wünschen, weil König Matthias von Ungarn sehr kränklich war, um bey dessen Tode in Verfassung zu seyn, nicht nur Wien und Niederösterreich wieder in Besitz zu nehmen, sondern auch seine Ansprüche auf Ungarn gelten zu machen. Als daher Französische Gesandten auf dem Reichstage ankamen, des Friedens wegen zu handeln, so erreichten sie bald ihre Absicht. Der Tractat, der ge- 1489.
schlossen wurde, enthielt diese Bedingungen: Es soll 22. Jul.

ein Tag und ein Ort ausgemacht werden, wo Maximilian und Karl VIII. zusammen kommen sollten, als welche Zusammenkunft zu Erhaltung eines beständigen guten Vernehmens nöthig wäre, die Sache wegen der Zurückgabe des Herzogthums Burgund und der Grafschaft Charolois, die Maximilian verlangte, sollte bis zu dieser Zusammenkunft ausgesetzt werden; so auch die Zurückgabe von St. Omer, die der König von Frankreich verlangte; — der König von Frankreich versprach auf Treue und Glauben, alle mögliche Mittel anzuwenden, die Flandrer zur Unterwerfung zu bewegen, so wie es die Ehre und der Vortheil des römischen Königs erfodert; nur sollte deswegen kein Krieg geführt werden; überhaupt sollte der König von Frankreich in allen Stücken die Ehre und den Vortheil des Römischen Königs in acht nehmen, und dessen als seines Schwiegervaters Freundschaft über alles schätzen; er gab hierüber sein Wort als König von Frankreich; — ferner die Prinzessin Anna von Bretagne sollte wieder in den Besitz aller der Städte und festen Plätze gesetzt werden, die ihr Vater inne gehabt; dagegen sollte sie die Engländer aus Bretagne weggehen lassen und Sicherheit geben, daß diese nie wieder nach diesem Lande kämen [d]).

Beide

d) Du Mont l. c. p. 237. Es wird nicht überflüssig seyn, den fünften Artikel dieses Friedens hieher zu sezzen, um den Leser durch Vergleichung des Inhalts und der Ausdrücke desselben mit den nachmaligen Begebenheiten, deren bald zu erwehnen seyn wird, Anlaß zu Betrachtungen zu geben. Er lautet so:

Item. Au regard de ce que les dits Ambaſſadeurs ont demandé touchant le fait de Païs de Flandres, Brabant et leurs adhérans, ledit Roi très - Chretien déſire de tout ſon coeur pour le bien de mon dit

ſeigneur

Beide Könige ratificirten diesen Frieden. Die Flandrer, die nun der Französischen Hülfe beraubt waren, verstanden sich zu folgenden Bedingungen, unter welchen ihr Vergleich mit Maximilian, durch 1489.
Vermittelung des Französischen Hofes zu Stande kam. 1. Oct.
Maximilian wurde von den Flanderern als Vormund seines Sohnes und als Regent, während der Minderjährigkeit desselben anerkannt; — diejenigen Per-

seigneur l'archiduc son beaufrere, qu'ils soient remis en bonne paix, et qu'ils se conduisent honnêtement et reverement envers le dit Seigneur Roi des Romains, ainsi, qu'il appartient. Et à ce faire les induira par toutes voies duës et possibles; et promet de bonne foi, autant, qu'il peut promettre, d'y faire et de s'ÿ emploier loiaument et diligement pour le dit Roi de Romains tout ainsi qu'il voudroit être fait pour lui en pareil cas et d'y garder de tout son pouvoir l'honneur et le profit du dit Sieur Roi des Romains, d'autant qu'il reputera dorenevent leurs fortunes être communes, puisque l'on vient à réünir et réintégrer la paix, amour, bienveillance, et alliance entr'eux; et pour plûtôt y donner fin et conclusion, l'on fera envoier par les Etats du dit Païs, d'un parti et d'autre, de gens aiants ample pouvoir de travailler et conclure en la pacification des différens, qui peuvent être entre le dit sieur Roi des Romains et eux, sans qu'il soit plus besoin de retourner devers ceux, qui les envoieront pour la conclusion des dites matieres: et cependant ne se fera aucun exploit de guerre d'un côté ni d'autre. Et assure le Roi très-Chretien le dit Roi de Romains *son beaupere,* qu'il entend en cette matiere, *et en toutes autres*, garder son honneur et sont profit, et n'y avoir point d'autre regard comme par experience il le montrera: car il sait bien qu'en gardant l'amitié de *son dit beaupere*, il la doit préférer a toutes autres amitiés, *ce qu'il lui promet en bonne foi et parole de Roi de France.*

sonen, die zu Gent, Brügge und Ypern, bey dem Anfange der Unruhen, im Magistrat gesessen, sollten in schwarzer Kleidung mit bloßem Haupte und knieend den römischen König um Verzeihung des Begangenen bitten; — die Flanderer sollten dem Römischen Könige, zur Schadloshaltung, binnen drey Jahren, dreyhundertausend Thaler oder fünfhundert fünf und zwanzigtausend Livres Tournois bezahlen, zu welcher Summe aber die ihm treugebliebenen Städte nichts beytragen sollen; — den Flanderern sollten ihre Privilegien, die sie unter ihren letzten beiden Herzogen und vorher unter ihren Grafen gehabt, von Maximilian bestätigt werden. Die übrigen Artikel betrafen die in solchen Fällen gewöhnliche Amnestie, Losgebung der Gefangnen u. s. w. [e])

Solchergestalt endigte dieser bürgerliche Krieg, den vielleicht einige Unvorsichtigkeit Maximilians, die bey seiner Jugend und Unbekanntschaft mit der Verfassung und dem Charakter der Niederländer sehr zu entschuldigen war, vielleicht auch das eigennützige und stolze Betragen der Deutschen an seinem Hofe, (er selbst suchte und wußte sich beliebt zu machen) unstreitig aber der Uebermuth der drey Flandrischen Städte und die geheimen Bemühungen des Französischen Hofes angezündet hatten. Der Krieg würde wahrscheinlich noch viel länger gedauert und dies schöne Land gänzlich verwüstet haben, wenn nicht die übrigen Provinzen die Vermessenheit der Flanderer gemisbilligt, und sich gerechter und treuer gegen Maximilian bewiesen hätten; wenn dem Französischen Hofe, wegen seiner Absichten auf Bretagne, nicht so viel am Frieden

e) Du Mont l. c. p. 242. **Müller** l. c. p. 100. **Fugger** V. 7. p. 1038.

den mit Deutschland wäre gelegen gewesen; und wenn die Deutschen Fürsten nicht so wenig Neigung hätten blicken lassen, sich in diese Händel zu mengen. Die wenigsten sahen die Sache aus dem Gesichtspunkte an, wie der kriegerische Herzog von Sachsen, Albrecht. Niemand war so eifrig wie er, die Beleidigung, die dem Römischen König wiederfahren war, als eine Beleidigung des ganzen Reichs, mit allen seinen Kräften ahnden zu helfen. Seine Landstände wiederriethen es ihm, als eine Sache, wovon er und das Land nur Beschwerden, aber nicht den geringsten Vortheil haben würde. Er antwortete, er sey fest entschlossen, lieber alles zu wagen, als dem Römischen Könige diesen Dienst nicht zu erweisen; wer aus freyem Willen mit ihm ziehen wollte, würde ihm lieb seyn, die übrigen möchten zu Hause bleiben. Er übergab hierauf seinem ältesten siebzehnjährigen Prinzen, dem er einige Räthe zuordnete, die Regierung und trat den Zug blos mit einigen Freywilligen aus dem Adel an [f]).

Der Friede zwischen Maximilian und seinem sich so nennenden Schwiegersohn Karl VIII. war von sehr kurzer Dauer. Dieser letztere brach ihn durch die empfindlichste Beleidigung, die er jenem überlegterweise zufügte, nachdem er ihm kurz vorher in dem Frankfurter Frieden die heiligsten Versicherungen von seiner Freundschaft mit so starken Ausdrücken gegeben hatte, wie noch wohl kein Monarch jemals gebraucht hat. Von allen den großen Vasallen, unter die Frankreich in den mittlern Zeiten, zum Nachtheil der Krone vertheilt war, die aber nach und nach ausstarben, war um diese Zeit nur noch der Herzog von Bretagne übrig; eine Provinz, die sich wegen ihrer Lage nicht nur sehr gut gegen die Unternehmung der Krone vertheidi-

f) Müller l. c. p. 75.

theidigen konnte, sondern ihr auch gefährlich war. Als Halbinsel konnte sie das Eindringen der königlichen Truppen leicht verwehren, und aus dem nahen England, das die Vasallen gegen die Krone gern unterstützte, immer leicht und in kurzer Zeit Beystand erhalten. Der letzte Herzog Franz II. starb im Jahr 1488 ohne männliche Erben. Maximilian hatte mit ihm im Jahr 1484, als Frankreich die Flandrer bey den damaligen Unruhen unterstützte, einen Bund gemacht. Er unterhielt in der Folge diese Verbindung. Er bewarb sich um die Prinzessin Anna, des Herzogs einzige Tochter, und dieser versprach sie ihm [g]). Die Sache mußte aber vorerst geheim gehalten werden, um den Herzog von Orleans und den Herrn von Albret, die sich ebenfalls um die Prinzessinn bewarben, nicht zu beleidigen, weil Bretagne bey dem damaligen Kriege wider Frankreich eben so wichtige Dienste von ihnen empfieng, als es Nachtheil und Schaden von ihrer Rache, so bald sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bewerbung erfuhren, befürchten mußte. Eh die Umstände die Bekanntmachung dieser geschlossenen Heirath erlaubten, starb der Herzog, und nun wollte Frankreich sich des Herzogthums bemächtigen, um es mit der Krone zu vereinigen. Allein die Prinzessin that hauptsächlich mit Hülfe der Truppen, die England zu ihrem Beystand sandte, so guten Widerstand, daß der französische Hof, um zu seinem Zweck zu kommen, für rathsam fand, erstlich den obenerwehnten Frankfurter Frieden mit Maximilian einzugehen, um diesen abzuhalten, daß nicht auch er die Herzogin unterstützte, oder Frankreich nöthigte, seine Macht zu sehr zu zertheilen, und hiernächst durch Maximilian einen Vergleich mit der Prinzessin von Bre-

g) Daniel T. VIII. p. 68.

Bretagne zu erlangen, blos in der Absicht, sie dadurch zur Fortschaffung der Englischen Hülfstruppen zu bewegen. Denn vermöge dieses Vergleichs sollte die Prinzessin wieder in den Besitz aller der Orte gesetzt werden, die Frankreich eingenommen hatte; hingegen sollten die Engländer Bretagne räumen. Die Prinzessinn machte den Anfang, diese letzte Bedingung ihrer Seits zu erfüllen. Als sie aber nun die Ueberlieferung der ihr weggenommenen Orte verlangte, entschuldigte sich der Französische Hof, indem er erklärte, daß dieses nicht anginge, bis die Engländer, bis auf den letzten Mann, fortgeschickt wären. Die Prinzessin behauptete, da Sie auf ihrer Seite in der Erfüllung der Bedingungen schon so weit gegangen, von Französischer Seite aber noch nicht der geringste Schritt zu dem Ende geschehen wäre, da es vielmehr das Ansehen hätte, als ob Frankreich gar nicht gesonnen wäre, den Vergleich zu halten, indem die Festungen immer noch mit starken Besatzungen angefüllt blieben; so würde es wider die Klugheit und wider ihre eigene Sicherheit seyn, wenn sie sich von aller Hülfe entblößen wollte. Frankreich kehrte sich an diese Gründe nicht, und die Feindseligkeiten gingen von neuen an.

Hierauf wurden die Unterhandlungen zwischen Maximilian und der Herzogin wegen ihrer Heirath öffentlich fortgesetzt, und die Vermählung nicht nur verabredet und beschlossen, sondern auch die Herzogin Maximilians Gesandten, der zu dem Ende Vollmacht von ihm hatte, angetraut [h]). Der Herr von 1490.
Albret, der auf die Hand der Prinzessin gerechnet hatte,

h) Daniel T. VIII. p. 97. Müller Reichstagsth. sub Max. I. p. 116.

hatte, wurde über die Fehlschlagung seiner Hofnung so aufgebracht, daß er den Franzosen die wichtige Stadt Nantes überlieferte, [i]) die nun immer weiter in Bretagne drangen. Hätte Maximilian jetzt nicht mit neuen Unruhen in den Niederlanden zu thun gehabt; hätten die ihm zwar ergebenen, aber haushälterischen und über ihre Freyheiten eifersüchtigen Provinzen gut gefunden, ihm zur Erwerbung eines mächtigen Herzogthums behülflich zu seyn; oder hätte Maximilian nur Geld gehabt, sich Transportschiffe zu miethen, so würde er ohne Zweifel die Prinzeßin nicht ohne Beystand gelassen haben, er würde wenigstens selbst nach Bretagne gegangen seyn, die Unterthanen seiner künftigen Gemahlin durch seine Gegenwart zu ihrer Vertheidigung aufzumuntern. Mit seinen Gesandten hatte er zwar einige Fußknechte abgehen lassen; diese waren aber zu einem nachdrücklichen Widerstande gegen die eindringenden Franzosen lange nicht stark genug. Vielleicht verließ er sich auch zu sehr auf die Hülfe, die die Engländer der Herzogin versprochen hatten.

Indessen hatte man in Frankreich alles zu einem Plane vorbereitet, dessen Ausführung jetzt keinen längern Aufschub litt. Um zu verhindern, daß Bretagne nicht eben so durch Heirath an das Haus Oesterreich käme, wie dieses sich die Burgundischen Staaten erworben hatte; daß Oesterreich nicht eben so auf der westlichen Seite ein gefährlicher Nachbar von Frankreich würde, als es auf der östlichen geworden war; um dieses an sich selbst und noch mehr wegen seiner Lage so wichtige Herzogthum, dessen Häfen den Engländern, Frankreichs Feinden seit einigen Jahrhunderten

i) Daniel T. VIII. p. 97.

hunderten jederzeit offen standen, mit der Krone wieder zu verknüpfen, entschloß sich Karl VIII. die Erbin von Bretagne selbst zu seiner Gemahlin zu nehmen. Die Sache schien unüberwindlichen Schwierigkeiten ausgesetzt: Karl war im Jahr 1483. mit Maximilians Tochter Margaretha von Oesterreich öffentlich verlobt; sie hielt sich seit der Zeit am Französischen Hofe auf; ihr wurde als einer Königin begegnet [k]; Karl hatte bey so vielen Gelegenheiten Maximilian öffentlich seinen Schwiegervater genannt. Auf der andern Seite war Anna von Bretagne dem Bevollmächtigten Maximilians angetraut; sie hatte schon den Titel einer Römischen Königin angenommen; sie konnte den übelgebildeten König von Frankreich nicht leiden, sie haßte ihn; sie haßte die Franzosen, von denen sie und ihre Unterthanen so viel Bedrängniße erlitten hatte; sie hielt sich in ihrem Gewissen für Maximilians Gemahlin; sie hatte Neigung zu ihm, weil er einer der liebenswürdigsten Prinzen seiner Zeit war [l]. Einer Heirath also zwischen ihr und dem Könige von Frankreich schienen sich alle göttliche und menschliche Rechte, die Heiligkeit der feyerlichsten Verträge, und die gänzliche Abneigung der einen Hauptperson zu widersetzen. Allein die Politik und die Entschlossenheit des Französischen Ministerii, wußte alle diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Zuerst wurde der Adel, der mächtigste Stand in Bretagne und die vornehmsten Personen bey dem dortigen Hofe gewonnen, insbesondre der Kanzler de Montauban und der Marschall de Rieux, die bey der Prinzeßin am meisten galten. Sie ließen sich durch

k) Daniel l. c. p. 92—98.

l) Idem l. c. p. 96—106.

durch die französische Ueberzeugungskunst dahin bringen, einzusehen, daß eine gänzliche Vereinigung des Herzogthums mit der Krone Frankreich das einzige Mittel wäre, ihm die Ruhe zu verschaffen, und die beständigen Verwüstungen, denen es bisher durch die Kriege mit dieser Krone ausgesetzt gewesen, abzuwenden [m]).

Auf die ersten Vorschläge, die diese Personen der Prinzeßin thaten, antwortete sie ganz entschlossen, sie würde Gott beleidigen, wenn sie eine vor den Augen der Kirche geschlossene Heirath brechen wollte; sie wäre bereit lieber alles zu wagen, als ihr Gewissen in diesem Stück zu verletzen. Es war nicht möglich, die Prinzeßin in diesem Entschluß wankend zu machen; dem Französischen Hofe blieb also nun nichts anders übrig, als die letzten Mittel zu versuchen. Die Herzogin wurde in der Hauptstadt Rennes, dem einzigen Ort, der ihr noch übrig war, belagert. Noch war sie standhaft, sie wollte die Schleusen öffnen und die Dämme durchstechen lassen, um das Land umher unter Wasser zu setzen. Aber sie sah niemanden mehr um sich, der nicht Französisch gesinnet war. Ihre Minister, ihre Generale, alles nannte ihre Standhaftigkeit Hartnäckigkeit; alles rieth zu einem Vergleich [n]). Die Prinzeßin gab nach.

Vorläufig kam man wegen der Bedingungen überein, unter denen Rennes den Franzosen sollte übergeben werden. Alsdann führte man die Prinzeßin nach Langey in Touraine, wo der König sie empfieng, und wo der Heirathscontract ausgefertigt und unterschrieben wurde. Anna trat darin dem Könige und seinen Nachfolgern das Herzogthum, unter dem

m) Daniel l. c. p. 101—105.

n) Idem l. c. p. 107.

dem Titel einer Schenkung auf immer und unwiederruflich ab, im Fall sie vor ihm, ohne männliche Erben sterben sollte; der König hingegen schenkte ihr seine Rechte an Bretagne ebenfalls auf immer und unwiederruflich, im Fall er eher und ohne Erben sterben würde, jedoch unter der Bedingung, daß sie alsdann keine zweyte Ehe eingehen sollte, außer mit den Erben der Krone, oder wenn dieses nicht statt fände, mit dem nächsten Prinzen von Geblüte, der alsdann das Herzogthum als ein Lehn von der Krone besitzen, und es nicht anders als an die Krone sollte veräußern können o). Pabst Innocentius VIII, dessen Dispensation zu Karls Vermählung mit der Herzogin Anna nöthig war, ertheilte sie unter der Bedingung, daß die Prinzeßin nicht geraubt oder mit Gewalt zu dieser Heirath gezwungen sey. Dieser Bedingung Genüge zu thun, legte sie in ihrem ersten Wochenbette das eidliche Geständniß ab, daß sie nicht gezwungen wäre, sondern daß sie sich aus ihrer Hauptstadt Rennes, und aus dem Herzogthum mit dem freywilligen Vorsatz diese Heirath einzugehen, auf den Weg begeben hätte p).

Das Erstaunen des ganzen Europa über diesen Auftritt kann man sich leichter vorstellen als beschreiben. So auch den Schmerz und den Verdruß Maximilians, als er die erste Nachricht hiervon bekam, und als er seine Tochter Margaretha wieder ansichtig wurde, die man neun Jahr am Französischen Hofe als Königin gehalten hatte, und die man ihm jetzt zurücksandte. Man glaube ja nicht, daß es Karl VIII. an Entschuldigung gefehlt habe. Er oder vielmehr

o) Du Mont l. c. p. 271 seq.

p) Idem l. c. p. 275.

mehr seine Minister führten an: Kaiser Friedrich und Maximilian hätten sich oft beklagt, daß die Prinzeßin Margaretha wider ihrer beyder Willen aus Zwang der Flandrischen Stände dem Könige von Frankreich zur Braut überlassen wäre: diese böse Nachrede wäre dem Könige unerträglich gewesen, er hätte daher eine andre Gemahlin gesucht und gefunden [q]).

Maximilian schrieb an alle deutsche Fürsten, denen er vorstellte, daß es ihnen ewig schimpflich seyn würde, diese Beleidigung nicht zu rächen. Kaiser Friedrich forderte in einem Berufungsschreiben alle deutsche Stände auf, mit aller Macht zu erscheinen, und dem beleidigten Römischen Könige mit Rath und That beyzustehen. Er berief einen Reichstag nach Mainz. Allein man war diesmal nicht so bereit, als im Jahr 1474. da Karl von Burgund vor Neuß lag und das Reich auf seinem eigenen Boden angriff, noch wie im Jahr 1488, da der Römische König zu Brügge gefangen war. Man kam zu keinem Schluß. Es wurde ein andrer Reichstag zu Coblenz beliebt. Die Ausschreiben dahin ergingen nur an die Churfürsten, einige Fürsten und Städte. Diesen Umstand brauchten diejenigen Stände, die erschienen, zur Entschuldigung, nichts zu beschließen. Sie fanden es ausserdem bedenklich, mit Frankreich Krieg anzufangen; eine kleine Macht wäre dazu nicht hinlänglich, und eine große wegen einer eingefallenen Theurung nicht sogleich aufzubringen; es wäre zu besorgen, der König von Frankreich würde ihnen, wenn sie den Krieg gegen ihn beschlössen, zuvorkommen, und seine Macht zuerst gegen die Stände am Rhein gebrauchen, die alsdenn

q) Fugger V. 39. p. 1046.

alsdenn auf keinen gewissen Beystand rechnen könnten. Maximilian, der der Versammlung beywohnte, antwortete, diese Entschuldigung wäre zwar scheinbar, allein die Beleidigung wäre zu groß, als daß die Ehre erlaubte, sie ungeahndet zu lassen. Er hielt eine Rede, die in die Klasse der philippischen gehört. Aber alles vergeblich. Ohne sich darauf einzulassen, in wie weit das Reich beleidigt wäre, blieb man bey der Entschuldigung, man könne die erfoderliche Hülfe nicht aufbringen. Man bewilligte endlich die so genannte kleine Hülfe an Gelde, und wurde einig, einen dritten Reichstag zu Frankfurt zu halten, wohin alle Stände berufen, und neue Rathschlagungen wegen der großen Hülfe sollten gehalten werden r).

Maximilian fieng gleichwohl den Krieg wider Frankreich an. Er rechnete auf Beystand von Heinrich VII, Könige von England. Dieser hatte sich vorzuwerfen, daß er die Herzogin von Bretagne nicht besser unterstützt hatte. Die Engländer waren durch seine Nachläßigkeit eines Alliirten beraubt, der ihnen in ihren Kriegen mit Frankreich noch fernerhin so nützlich hätte seyn können. Die Macht der Französischen Krone war dadurch beträchtlich vermehrt. Durch die Erwerbung dieser Provinz war Frankreich in Stand gesetzt, nun auch als Seemacht zu erscheinen. Heinrich machte auch anfangs fürchterliche Anstalten, gieng nach Calais hinüber, und belagerte Boulogne. Allein plötzlich schloß er Frieden. Dieser schlaue König, der noch nicht recht fest auf seinem Thron saß, versäumte keine Gelegenheit seinen Schatz zu vermehren, den er für das sicherste Mittel hielt, alle Bemühungen derer, die ihn zu stürzen suchten, zu verei-

r) Müller l. c. p. 131 – 157.

teln. Der Krieg mit Frankreich also hatte ihm blos zu einem Vorwande dienen müssen, von der Nation ansehnliche Summen zu erhalten. So bald er diese in seiner Kasse hatte, war er zu einem Vergleich mit dem Könige von Frankreich desto geneigter, weil dieser sich dazu verstand, ihm wegen verschiedner Forderungen siebenhundert und fünf und vierzigtausend Kronen, beynahe viermal hunderttausend Pfund Sterling heutigen Geldes, zu bezahlen, und außerdem ihm und seinen Erben eine jährliche Pension von fünf und zwanzigtausend Kronen stipulirte [s]).

Maximilian sollte, wenn er wollte, in diesen Frieden eingeschlossen seyn. Allein er war zu hochgesinnt, einem Bundesgenossen, der ihn so bald verließ, verbunden zu werden; denn er hatte 1490. im September einen Bund mit ihm gemacht, vermöge dessen beyde einander wider Frankreich mit aller Macht unterstützen, und keiner ohne des andern Einwilligung Friede machen sollte [t]). Maximilian war also in einer schlimmen Lage, verlassen von seinem Alliirten, verlassen vom Deutschen Reich, verlassen von seinen Niederländischen Unterthanen, die keinen Krieg mit Frankreich wollten, und die ihm zum Theil wieder allerley Händel erregten. Am wenigsten konnte er Beystand von seinem Vater hoffen. Gleichwohl erlangte er unerwartet einen vortheilhaften Frieden von Frankreich, nachdem seine Truppen die wichtige Stadt Arras durch Ueberraschung erobert hatten. Dieser
1493. Friede wurde zu Senlis geschlossen. Vermöge des-
23. selben sollten alle Feindschaft, aller Haß, alle Belei-
May. digungen durch Thaten, oder Worte von nun an aufgehoben

s) Hume History of England ch. 25.

t) Du Mont l. c. p. 256.

gehoben und vergessen seyn. Die Grafschaften Burgund, Artois und Charolois und die Herrschaft Noiers, die die Prinzeßin Margaretha als eine Mitgift an Frankreich hatte bringen sollen, wurden an Erzherzog Philipp, als Erben der Burgundischen Staaten wieder abgetreten [u]). Die Wiedererlangung dieser Länder war, in Betracht ihrer Lage und ihres Zusammenhangs mit den übrigen Burgundischen Staaten, ein mehr wesentlicher Vortheil für das Haus Oesterreich, als die Erwerbung des entfernten, abgelegenen Bretagne hätte seyn können, dessen Behauptung immer sehr schwer und kostbar würde gefallen seyn. Man wird begierig seyn zu wissen, was Frankreich zu diesem Frieden bewegen konnte. Nichts anders, als das heftige Verlangen des jungen Königs Karls VIII. Neapel zu erobern. Um den Feldzug dahin ungesäumt anzutreten, war er bereit mit allen seinen Nachbarn sich unter jeder Bedingung zu vergleichen. Daher kam ihm dießmal die Billigkeit, jene Länder zurückzugeben; daher die Willigkeit, den Krieg mit England abzukaufen; daher die Unvorsichtigkeit Roussillon und Cerdaigne an Spanien abzutreten, das dadurch Meister von den Pyrenäen wurde.

Die Prinzeßin Margaretha verdient es, daß wir noch etwas von ihren nachmaligen Schicksalen erwähnen. Sie war vierzehn Jahr alt, als sie eine so ungerechte Begegnung vom Französischen Hofe erfahren mußte. Vier Jahr nachher wurde sie mit dem Spanischen Kronerben Don Juan vermählt. Als 1497.
die Spanischen Schiffe, die sie von Middelburg abholten, durch einen heftigen Sturm auf der Englischen Küste in große Gefahr geriethen, und alles dem

E 3 Tode

u) Du Mont l. c. p. 303.

Tode entgegen sah, hatte sie eine so heitere Seele, daß sie unter diesem Schrecken sich die Grabschrift machte:

Cy git Margot, noble demoiselle,
Deux foix mariée et morte pücelle.

Ihr Gemahl, der Spanische Prinz, starb achtzehn Monate nach ihrer Vermählung. Nachher heirathete sie den Herzog von Savoyen, Philibert, einen jungen schönen und liebenswürdigen Prinzen, mit dem sie glücklich war, aber nur vier oder fünf Jahr. Nach dessen Tode wollte sie sich zu keiner Ehe wieder entschließen, ob sich gleich viele Fürsten um sie bewarben, und sie erst vier und zwanzig Jahr alt war. Maximilian ernannte sie nach Erzherzog Philips Tode, währender Minderjährigkeit Karls V. zur Statthalterinn der Niederlande, in welcher Stelle sie dieser Monarch, nach erlangter Volljährigkeit bestätigte,
1532. und die sie bis an ihren Tod zwey und dreißig Jahr rühmlichst verwaltete v). Sie hatte viel Antheil an den Staatsgeschäften der damaligen Zeiten; sie war es, die für ihren Vetter, Kaiser Karl V, den be-
1529. rühmten Frieden zu Cambery schloß, wozu von Seiten Königs Franz I. dessen Mutter Louise von Savoyen bevollmächtigt war; der einzige Friede in der Geschichte, wobey zwey Damen die Stelle der Minister vertraten, daher er auch der Damenfriede w) genannt wird.

v) Sie habe weislich regiert, sagt der in Beurtheilung der Fürsten ziemlich strenge Wagenaar 1 Th. p. 370.

w) La paix des Dames.

Zwey=

Zweytes Kapitel.

Inhalt.

Maximilian wird zum Römischen König gewählt — tritt nach Friedrichs III. Tode die Regierung an — Deutschlands Zustand — Macht und gute Verfassung einzelner deutscher Provinzen und Städte — Fehler und Mängel des Reichs im Ganzen — Ursache, die den Gebrauch des Faustrechts noch allgemeiner machen, als in den vorigen Zeiten — Grausame Art wie die Befehdungen ausgeübt werden — Entstehung, und kurze Geschichte des Schwäbischen Bundes.

Die Epoche von Maximilians Wahl zum Römischen Könige ist im vorigen Kapitel angegeben. Kaiser Friedrich III. zeigte in Ansehung dieser Sache eine eigenthümliche, seinen Vorfahren in der Kaiserwürde ganz fremde, und wohl noch an keinem Monarchen irgend eines Wahlreichs bemerkte Denkungsart. Statt seinem Sohn die Nachfolge auf dem Kaiserthron so früh wie möglich zu sichern, statt eine Römische Königswahl je eher je lieber vorzuschlagen, und sie auf seinen Prinzen zu lenken, lehnte Friedrich sie ab, wie die Churfürsten sich dazu erboten. Er habe so gar, sagen einige Nachrichten, nicht davon hören wollen; er habe den Churfürsten, die ihm deswegen einen Antrag gethan, geantwortet: er kennte seinen Sohn besser wie sie und wüßte, daß dieser nicht zu Geschäften gemacht wäre. Das Sonderbare dieser Denkungsart, diese Abneigung zu einem Vorschlag, den jeder anderer Vater aufs angelegentlichste würde befördert haben, war selbst Friedrichs Zeitgenossen

ein Räthsel, das sie durch mancherley Muthmaßungen aufzulösen suchten. Einige hielten es für Verstellung; man sieht aber nicht, zu welchem Zweck sie ihm hätte helfen sollen. Andre erklärten es durch eine Besorgniß, die sie dem Kaiser zuschrieben, sein Sohn, der allgemein beliebt und munter war, würde zu viel Antheil an der Regierung verlangen und erhalten. Nicht als ob diese Besorgniß eine Folge persönlicher Eifersucht gewesen wäre, sondern da Friedrich seine eigene Bedachtsamkeit, die Geschäfte zu behandeln, ohne Zweifel für die beste hielt, so habe er befürchtet, der feurige Charakter seines Sohns würde mehr Schaden als Nutzen bringen [a]). Diese Befürchtungen schienen durch die Begierde gerechtfertigt, womit Maximilian allen Gefahren, bey denen man Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit zeigen kann, entgegen ging. Auch seine Freygebigkeit, die an Verschwendung grenzte, war Friedrichen anstößig, weil dieser aus Neigung so wohl, als wegen oft erfahrnen unverschuldeten Geldmangels die Ordnung der Finanzen mit Recht für eine Hauptquelle der Macht hielt. Als er seinem Sohn einst Vorstellungen hierüber that, antwortete dieser: „ich will nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld haben,“ eine Antwort, die ob sie gleich mehr Lebhaftigkeit als Richtigkeit des Verstandes anzuzeigen scheint, gleichwohl in dem Munde eines jungen Prinzen noch kein Beweiß ist, daß es ihm an der letztern Eigenschaft fehle; die aber immer die Anlage zu einem edlen Charakter verkündigt.

Im Jahr 1485. änderte Friedrich seine Gesinnung. Bey seinem sehr zunehmenden Alter, und da er

a) Müllers Reichstagstheater unter Maximilian I. 1 Th. 1 Vorstell. p. 4.

er nun schon sechs und vierzig Jahr regiert hätte, schien nicht viel Zeit mehr übrig, wenn er die Kaiserkrone bey seinem Hause erhalten wollte. Maximilian hatte sein sechs und zwanzigstes Jahr erreicht, und Friedrich konnte von ihm hoffen, daß die Erfahrung, die er in den Niederlanden gemacht, sein Feuer gemildert, und ihn von der Nothwendigkeit der Behutsamkeit und Ueberlegung bey den wichtigen Geschäften eines Regenten würde überzeugt haben.

Der Vorschlag zu einer Königswahl kam nun zuerst von Friedrichs Seite. Sein geheimer Rath, Graf Hugo von Werdenberg, besuchte die churfürstlichen Höfe, um ihnen des Kaisers Wunsch zu empfehlen. Unter den Gründen, deren sich dieser Gesandte bediente, waren diese: der Erzherzog wäre noch in blühendem Alter, und hätte doch große Erfahrung, indem er ansehnliche Länder (die Burgundischen Staaten nämlich) nicht nur wider mächtige Feinde, (den König von Frankreich) sieghaft beschützt, sondern auch neun Jahr lang löblich regiert hätte. Ein besondrer Empfehlungsgrund, den der Gesandte gebrauchte, war, daß Maximilian vieler Sprachen kundig wäre [b]).

Churfürst Berthold von Mainz, geborner Fürst von Henneberg, stand mit Erzherzog Maximilian auf dem Fuß eines Freundes; er besuchte ihn oft in den Niederlanden. Churfürst Hermann von Köln, geborner Landgraf von Hessen, hatte seine Würde der Unterstützung Kaiser Friedrichs zu danken. Außerdem war er mit ihm verwandt, so wie auch Churfürst Johann von Trier, geborner Markgraf von Baden. Die drey weltlichen Churfürsten von Sachsen, Bran-

b) Müller l. c. Fugger V. 33. p. 950.

denburg und von der Pfalz, waren ebenfalls Verwandte des Kaisers [c]). Alle waren daher um so viel eher geneigt, ihm zu willfahren, da sie schon ehmals
1486. ihre Neigung dazu freywillig geäußert hatten. Die
16. Febr. Wahl wurde einmüthig vollzogen. Kaiser Friedrich hatte aber die Vorsicht gebraucht, den einzigen Churfürsten, von dem er Widerspruch befürchtete, nicht zur Wahl zu berufen. Auch wurden die Unterhandlungen darüber vor diesem befürchteten Gegner sorgfältig verborgen, und die Wahl so geschwind vorgenommen, daß er nicht Zeit behielt, sich ihr zu widersetzen. Es war dieses König Uladislaus von Böhmen, mit dem Friedrich in keinem guten Vernehmen stand. Uladislaus nahm diese Kränkung seines churfürstlichen Rechts sehr übel, beklagte sich bey dem Pabste, den er noch für den Richter in dergleichen Sachen ansah, und wollte so gar die Waffen ergreifen. Nach vielen Unterhandlungen willigte er ein, Maximilian für Römischen König zu erkennen, unter der Bedingung, daß die übrigen sechs Churfürsten ihm jeder eine Verschreibung geben mußten, worin sie sich anheischig machten, ihm jeder fünfhundert Mark Goldes zu zahlen, wenn es sich wieder zutrüge, daß der Churfürst von Böhmen zu einer Wahl nicht berufen würde. Zugleich wurde in dieser Verschreibung angeführt, daß die Einladung Königs Uladislaus diesesmal blos aus zufälligen Ursachen, bey der Eile, womit die Wahl vorgenommen worden, unterlassen wäre, und den Rechten des Königs zu keinem Abbruch gereichen sollte [d]).

Nach geendigtem Reichstage begaben sich der Kaiser, der neue Römische König und die Churfürsten

c) Fugger ib.

d) Müller l. c. p. 18—30.

sten nach Achen, wo die Krönung nach altem Herkommen geschehen mußte. Churfürst Ernst von Sachsen reiste als Marschall zu Lande voraus, die nöthigen Einrichtungen zu besorgen. Die übrigen machten die Reise zu Schiffe auf dem Rhein. Unterwegens landeten sie bey Boppard, um einen alten Gebrauch zu beobachten, der von der Zeit an aus der Uebung gekommen. Hier setzten sie nämlich den neuerwählten König auf den Königsstuhl [e]) der bey Rense, einem Städtchen im Erzbisthum Köln, zwischen Boppard und Koblenz liegt, wo ehmals die Kaiser Reichstage, und die Churfürsten Rathschlagungen wegen der Kaiserwahl zu halten pflegten. Von da ging die Reise über Köln nach Achen, wo die Krönung mit aller 1486. 19. Apr.
Feyerlichkeit vollzogen wurde.

Nach dieser Wahl bis zu Kaiser Friedrichs Tode, war Maximilian theils mit den Ungarischen, theils mit den Niederländischen und Französischen Angelegenheiten beschäftigt. Alles, was dahin gehört, ist, des Zusammenhangs wegen, im ersten Kapitel angeführt. Friedrich III. starb am 19. August 1493. Unmittelbar darauf trat Maximilian die kaiserliche Regierung an; vermöge seiner Würde eines Römischen Königs war er dazu berechtigt. Aber des Kaisertitels enthielt er sich, der Wahn herrschte noch, daß die Wahl der Deutschen ihrem Oberhaupte zwar wohl die Gewalt, aber nicht den Namen eines Kaisers verschaffte, daß dieser nur durch die päbstliche Krönung erworben würde. Sollen wir uns aber jetzt nach einem Vorurtheil richten, das damals herrschte? sollen wir Maximilian nicht eher Kaiser nennen, als bis er selbst endlich den Muth faßte, einen Titel zu führen,

e) Müller ib.

ren, der ihm zukam, so bald er die Rechte wirklich besaß, die der Titel bezeichnet? Es würde viel eher Affektation seyn, als Beobachtung des Costume.

Groß und zum Theil gegründet waren die Erwartungen von Maximilians Regierung. Schön von Bildung, angenehm von Manieren, mit allen nützlichen und angenehmen Kenntnissen begabt, die man zu seiner Zeit erwerben konnte; beredt, thätig, kühn; der geschickteste seiner Zeiten, in allen ritterlichen Uebungen würde er fähig geschienen haben, seine Stelle würdig zu bekleiden, wenn er auch noch nicht Gelegenheit gehabt hätte, sich in einer geschäftigen Sphäre zu zeigen. Aber die vormundschaftliche Regierung, die er seit sechszehn Jahren in den Niederlanden geführt hatte, wurde als ein entscheidender Beweis seiner Regentenfähigkeiten angesehen. Die dort so oft ausgebrochenen Unruhen schrieb man theils dem Uebermuth der reichen Flandrischen Städte zu, theils den geheimen Aufwiegelungen und öffentlichen Aufmunterungen des Französischen Hofes. Und der doppelte Umstand, daß der größte Theil der Niederländer Parthey für Maximilian genommen, und daß der Französische Hof so wenig Vortheil davon gezogen hatte, erweckte die vortheilhafteste Begriffe von Maximilians Betragen und Charakter. Beyde Umstände, wenn sie Wirkungen seiner Klugheit und seiner Maaßregeln waren, gereichten ihm zu desto größerer Ehre, da er sehr jung nach den Niederlanden gekommen, und unter einem sehr schwer zu regierenden Volke sich gewissermaßen selbst überlassen, wenigstens von seinem Vater weder mit Rath noch mit Geld unterstützt war. Dieser letzten Ursache, der Abneigung Friedrichs (denn dafür hielt man es; in der That war es Unvermögen) seinem Sohn mit Gelde beyzustehen,

schrieb

schrieb man die Verlegenheiten zu, in die Maximilian oft gerathen war, und die ihn an der Vollendung manches großen Unternehmens gehindert hatten. Erst später sah man, daß es ihm an vielen ökonomischen Tugenden fehlte, wiewohl nicht an allen, noch in so hohem Grade, als von fremden Schriftstellern, die seiner gedacht, behauptet wird.

Bey dem Antritt seiner Regierung befand sich Deutschland noch in dem nämlichen Zustande, in dem es schon seit einigen Jahrhunderten, seit dem Verfall der kaiserlichen Gewalt durch die feindseligen Bemühungen des Statthalters Christi gerathen war. Ein Zustand, der den sonderbarsten Contrast mit sich selbst formirte. Deutschland konnte in diesen Zeiten, in Ansehung seines äußerlichen Wohlstandes mit den glücklichsten Ländern in Europa, selbst mit Italien verglichen werden. Es war in einzelnen Theilen, reich, mächtig, wohl geordnet; es war voll großer, blühender Städte, die wegen ihrer guten und weisen Einrichtungen bey auswärtigen Völkern in großem Ruf, in großer Achtung standen. Aber eben dieses Deutschland war im Ganzen ohnmächtig, arm, ohne Gesetze, ohne Ordnung, der Sitz der Anarchie und Barbarey, ein Räubernest. Dieß sind keine gesuchte Antithesen; dieß sind wahre Bemerkungen, die jeder aufmerksame Fremde, nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland wirklich machte. Ein geistvoller Italiener, Augustin Patritius, der als Secretär den päbstlichen ersten Gesandten auf den Reichstag zu Regensburg 1471. begleitete, war voller Verwunderung, als er Deutschland bey seiner Ankunft, schöner fand, als man in Italien glaubte. Er schrieb an einen Kardinal: „Deutschland ist viel prächtiger und schö„ner, als es unsre Italiener glauben, es ist jenem „alten

Italien also das glücklichste Land

„alten Deutschlande, das Cäsar, Tacitus und andre „beschrieben, im geringsten nicht mehr ähnlich, weder „in Ansehung seines äußerlichen Zustandes, noch an „Sitten. Hier sind viel Städte, die an Volksmen„ge, an Schönheit der Gebäude, an Pracht der Tem„pel, und an allen, was einer Stadt Glanz giebt, „unsern Italienischen Städten nicht viel weichen, ja „sie manchmal übertreffen" [f]. Aber ein andrer Italiener ebenfalls von vielem Geiste, der päbstliche zweyte Legat auf dem nämlichen Reichstag, bediente sich in einem Brief an den Kardinal folgender Worte. Er meldete ihm, daß die Venetianischen Gesandten sich zu Passau, aus Furcht vor Räubern, verweilen mußten; er fügt hinzu: „Sie berichten, es sey „für sie nirgends sicher durchzukommen; denn „mit einem Worte, von sehr großem Umfange ist „Deutschland, es ist sehr mächtig, hat vielen und „großen Adel; aber dieß Deutschland — es ist ganz „Ein Räubernest, und unter dem Adel ist derjenige „der berühmteste, der der größte Räuber ist" [g]. Man könnte denken, dieß sey nicht so buchstäblich zu nehmen. Furcht und Mißvergnügen hätten dem Italiener diese Ausdrücke eingegeben; Mißvergnügen darüber, daß sein Geschäfte nicht besser von Statten ging, und Furcht, die etwa einige Befehdungen unter seinen Augen bey ihm erregten. Ein weichlicher Italienischer Prälat, dem es unter dem rauhen deutschen Himmel nicht nach Wunsche ging, konnte sehr geneigt seyn, aus einzelnen Auftritten von Wildheit auf eine völlige Verwilderung des Ganzen zu schliessen.

f) Augustini Patritii Epistola ad Iacobum Card. Papiensem, apud Freher. T. II. p. 288.

g) Ioh. Anton. Campani ep. IV. ad Card. Pap. apud Freher. T. II. p. 294.

sen. So würden wir selbst vermuthen, und die angezogene Worte keiner Aufmerksamkeit werth halten, wenn die Zeugnisse einheimischer gleichzeitiger Schriftsteller uns nicht nöthigten, sie für ein unübertriebenes wahres Gemälde zu erkennen.

Einzelne Theile von Deutschland, Städte waren so mächtig, daß sie mit auswärtigen Reichen Kriege führten, ihnen Gesetze vorschrieben, als gebetene Vermittler ihre Streitigkeiten entschieden. Diese Städte in der nordischen Hälfte von Deutschland, die unter dem Namen der Hanse bekannt sind, hatten die höchste Stufe ihrer Macht zwar schon im vorhergehenden Jahrhunderte erreicht. Sie fiengen jetzt schon an allmählig zu sinken, seitdem sie an den Niederländern, an den Nordischen Reichen, und an England, unermüdete Rivale bekommen hatten: aber noch herrschten sie auf dem Nordischen Meere. In dem langen Kriege zwischen König Erich, der die drey Nordischen Kronen besaß, und dem Grafen von 1413—
Holstein, traten sie bald als Schiedsrichter, bald als 1435.
Bundsgenossen von großem Gewichte auf. Sie hatten in diesem Kriege Flotten von hundert, ja von zwey hundert und sechzig Schiffen [h]). Mit England geriethen sie in einen Krieg, der verschiedene Jahre währte. Der Friede wurde endlich zu Utrecht geschlossen. Der Hanse wurden aufs 1474]
neue die Freyheiten in England zugestanden, die sie sich schon längst erworben, die man aber von Englischer Seite verschiedentlich gesucht hatte, einzuschränken. England bezahlte ihnen zur Schadloshaltung, Zehntausend Pfund Sterlinge. Ihnen wurde außer den Häusern und Grundstücken, die sie in

h) Holberg Dänische Geschichte 1 Th. p. 554. Gebhardi Geschichte von Dännemark 1 Th. p. 662.

in England schon besaßen, worunter der Stahlhof zu Londen gehörte, auch noch zugestanden, das Londnerthor, das Bischofsthor genannt zu besitzen und zu verwahren. Hingegen sollten die Engländer berechtigt seyn, nach Preußen und andern Häfen der Hanse zu schiffen und zu handeln i). Aus den meisten Artikeln dieses Vergleichs ersieht man, daß die Hanse damals den Engländern an Seemacht überlegen war.

Auch im südlichen Theile von Deutschland lagen viel reiche und mächtige Städte. Sie waren reich theils durch den Weinhandel; die französischen Weine waren noch nicht so bekannt; der Rheinwein wurde viel häufiger in benachbarte Lande verfahren k), theils durch den Zwischenhandel, den sie zwischen Italien, Deutschland, den Niederlanden, Böhmen, Schlesien, Ungarn und Polen führten. Unter diesen Städten gab es einige, die zwanzigtausend Bürger, ja darüber zählten, die alle in Waffen geübt und bereit waren, ihre Freyheit, deren Werth sie kannten, zu vertheidigen. Nur standen diese Städte in keiner so genauen Verbindung, wie die von der Hanse. Und sie würden, hätten sie dergleichen eingegangen, sich gegen die benachbarten Fürsten nicht behauptet haben. Eine einzige reiche Seestadt kann die Herrschaft zur See gegen ein ganzes Königreich, dem es an Gelde fehlt, behaupten; eine Stadt mitten im Lande kann ihr Schicksal glücklich preisen, und verdient allen Ruhm, wenn sie ihre Freyheit unverletzt zu erhalten weiß.

Wenn es auch an historischen Zeugnissen fehlte, so würde man doch aus dem Wohlstand dieser Städte schließen

i) Du Mont T. III. P. I. p. 468. Rymer XI. p. 792.
k) Lehmanns Speyer. Chronik p. 292.

schließen müssen, daß sie gute Einrichtungen und Anstalten hatten. So verhielt sichs wirklich. Sie waren auswärtig berühmt wegen ihrer freyen und weisen Regierungsform, wegen ihrer guten Gesetze, wegen der Erfindsamkeit und Industrie, zugleich aber auch wegen des Muths und der Tapferkeit ihrer Bürger. Sie waren zu Konstantinopel, eh dieses von den Türken erobert war, als freye, reiche und glückliche Städte bekannt [l]). So auch in Italien, damals unstreitig dem ersten Lande in Europa, in Ansehung der Kultur. „In Deutschland," sagt Macchiavelli, „ist keine Stadt, die nicht einen Vorrath „an öffentlichen Geldern hätte; jeder sagt, die Stadt „Straßburg allein habe einige Millionen Gulden lie„gen. Sie haben vortrefliche Einrichtungen; jede „Stadt hat Vorrath an Lebensmitteln und Feurung „auf ein ganzes Jahr, so daß sie, im Fall einer Be„lagerung, das Volk ein ganzes Jahr unterhalten „können. — An Kriegsvolk werben sie wenig; denn „*sie* halten ihre Bürger dazu an, sich in den Waffen „*zu üben.* An Festtagen, statt zu spielen, üben sich „diese mit Büchsen, jene mit Lanzen oder mit andern „Waffen. Wer den andern übertrifft, bekömmt ge„wisse Preise, oder gewisse Ehrenbezeugungen" [m]).

Diese Städte hatten viel früher, als das übrige Deutschland die Nothwendigkeit eingesehen, sich die Erfahrungen anderer Nationen zu Nutze zu machen; sich in Regierungssachen nicht blos auf eigene Vernunft

l) Laonici Atheniensis hist. rerum Turcic. lib. II. apud Freher. T. II.

m) Macchiavelli ritratti delle cose della Alemagna pag. 102.

nunft zu verlassen, sondern von alten und neuen zu lernen; sie waren die ersten gewesen, die sich des Raths gelehrter Männer bedient hatten. So hatte die Stadt Speyer um das Jahr 1321 den Magister Heinrich von Fulda, Professor beyder Rechte, und bald nachher den Magister Ulrich von Wegesode, nebst andern in ihre Dienste genommen [n]). Die Städte hatten zuerst angefangen, alle Geschäfte schriftlich zu verhandeln, über Einkünfte und Ausgaben Rechenbücher zu halten [o]). Im vierzehnten Jahrhundert waren in vielen dieser Städte Revolutionen in der Regierungsform vorgegangen. Die Aristokratie war der Demokratie näher gebracht. Man war dabey mit aller der Klugheit, mit allen den Einsichten zu Werk gegangen, die man an den Römern und Griechen bey ähnlichen Auftritten wahrnahm [p]). Wie hoch die Gesetzgebung in diesen Städten gestiegen war, beweisen die Sammlungen ihrer verschiedenen Rechte.

Aber auch die Fürsten hatten angefangen sich der Gesetzgebung anzunehmen. Die Gelehrten, die die Römischen Rechte studirt hatten, trugen viel dazu bey. Ohne hier zu untersuchen, ob die Einführung dieser Rechte eine Wohlthat für Deutschland war, muß man gestehen, daß den Männern, die sie beförderten, der Ruhm gebührt, die Aufmerksamkeit der Fürsten auf die Gesetzgebung gelenkt zu haben. Ihnen war es zu danken, daß die Fürsten endlich einsahen, daß es, um die Pflichten eines Regenten zu erfüllen, nicht genug ist, tapfer und bieder zu seyn, daß er auch Kenntnisse besitzen muß. Wenn es wahr ist, was einsichtsvolle Män-

n) Lehmann l. c. p. 703.

o) Idem ibidem.

p) Ein Exempel davon bey Lehmann ib. p. 703.

Männer behaupten, daß die Wissenschaft der Rechte die geschickteste ist, den Verstand zu schärfen und zu stärken [q]); so war es gewiß kein Unglück für Deutschland, daß dergleichen Männer jetzt bey den meisten Höfen in Ansehen kamen, und über die Geschäfte zu Rathe gezogen wurden. Ihr großer Einfluß erhellet aus den Briefen des oben angeführten Italieners Patritius, der auf dem Reichstage zu Regensburg sehr gute Beobachtungen machte. Zwar war er kein Freund der deutschen Rechtsgelehrten; aber die Ursache seiner Abneigung gegen sie macht ihnen keine Schande. Er sagt von den deutschen Fürsten, sie vertrauten alle Geschäfte ihren Räthen; nach deren Gutdünken würde alles geführt. Er fährt fort: „unter diesen sind „einige Gelehrte, die, mit Genie und List begabt, „alles nach ihrem Gutdünken drehen und wenden. „Die finden ihren größten Ruhm darin, daß sie zu „den Versammlungen berufen und von den Fürsten „um Rath gefragt, und daß ihre Antworten für „Delphische Orakel gehalten werden. Sie freuen sich „über Veränderungen und wachsen unter den Strei„tigkeiten und Zwisten der Fürsten. Durch neue

q) He (Mr. Grenville) was bred tho the law, which is in my opinion one of the finest and noblest, of human Sciences, — a science, which does more to quicken and invigorate the understanding, than all the other Kinds of learning put together. Mr. Burke's Speech, april 19. 1774. Was den deutschen Rechtsgelehrten dieser Zeiten zur Last gelegt werden könnte, hat Moser in der Vorrede zur ersten Ausgabe des ersten Theils seiner Osnabrückischen Geschichte mit ein paar Winken angedeutet. Diese Vorrede enthält ein sehr schönes Ideal zu einer deutschen Geschichte. Es ist ein Verlust für unsere Litteratur, daß der würdige Mann es nicht selbst ausführt.

„Künste bringen sie es dahin, daß sie scheinen ihren „Fürsten die Freyheit zu verschaffen, ja sie bestreben „sich, sie von der Schuldigkeit gegen den römischen „Stuhl, den sie ein hartes und drückendes Joch nen„nen, abwendig zu machen r)." Aus diesen letzten Worten sieht man, warum der Italiener diesen Deutschen Rechtsgelehrten nicht gut war, weil sie nämlich ihren Fürsten würklich guten Rath, aber zum Nachtheil des päbstlichen Hofes, ertheilten.

Die meisten Länder dieser Fürsten waren in blühenden Umständen, so oft sie nicht durch Befehdungen verwüstet wurden. Die Zeugnisse auswärtiger gleichzeitiger Scribenten beweisen es. Man sehe, wie sich Aeneas Sylvius, der nachmals unter dem Nahmen Pius II. Pabst wurde, der lange in Deutschland gewesen war, in seinen Schriften ausdrückt. Es sind wenig Provinzen, denen er nicht ein Beywort gibt, das ihren Wohlstand anzeigt. Von der einen heißt es, sie sey gefüllt mit Städten, mit einem starken Volke; von der andern, sie sey reich, mächtig; u. s. w. s)

Dies wenige, was bisher angeführt ist, wird den Leser überzeugen können, daß Deutschland in einzelnen Theilen weit glücklicher, von Barbarey und Anarchie weit entfernter, der Cultur weit näher war, als man sich seinen Zustand in den mittleren Zeiten gewöhnlich vorstellt. Einzelne Theile hatten gute Gesetze, weise Einrichtungen, wohlgeordnete Finanzen, tapfere und kluge Bürger. Gleichwohl gab es im Ganzen genommen keinen so ohnmächtigen, so verworrenen, so verwilderten Staat, dessen Wohl von seinen Mitbürgern so vernachläßigt wurde, wie Deutschland.

r) Aug. Patrit. l. c. p. 290.

s) Aeneas Silvius de statu Europae ap. Freher. T. II.

land. Die Bande, wodurch alle Theile zu einem Ganzen vereinigt wurden, waren viel zu schwach, so widerstrebende Glieder von so ungleicher Stärke zusammen zu halten. Ein zusammengesetzter Staatskörper erfordert deutliche Grundgesetze, die Verhältnisse der sämtlichen Mitglieder gegen einander und ihre Rechte und Verhältnisse aufs genaueste zu bestimmen, und es muß für deren Ausübung hinlänglich gesorgt seyn. Bis dahin gab es in Deutschland nur ein einziges, neulich erst verfaßtes, das aber die Absichten solcher Grundgesetze bey weitem nicht erfüllte. Die güldne Bulle betraf nur die wenigsten von denen Punkten, die bey der Verbindung so vieler so ungleicher Staaten nicht unbestimmt bleiben konnten, ohne beständige Streitigkeiten, ohne unaufhörliche bürgerliche Kriege hervorzubringen. Und was das schlimmste war, diese bürgerliche Kriege waren seit Jahrhunderten, nicht nur stillschweigend durch das Herkommen, sondern endlich gar ausdrücklich durch die Gesetze, durch die güldne Bulle selbst gebilligt worden. Die Gesetze hatten jedem, der die Waffen führen konnte, das Recht gegeben, sie gegen seine Mitbürger zu gebrauchen. Das Faustrecht war ein von dem Gesetzgeber bestätigtes Recht geworden. Dies scheint paradox. Gleichwohl ist es eine Thatsache, die klar am Tage liegt. Freylich war es die Absicht der Gesetzgeber nicht. Sie suchten ein Mittel wider das Uebel, wider die Privatkriege, die so sehr überhand genommen hatten, aber indem sie dies Mittel suchten, verfielen sie auf eins, das gerade das Gegentheil ihrer Absicht beförderte. Dies ist vielleicht der merkwürdigste Irrthum, den je Gesetzgeber begingen. Sie wollten die Befehdungen vermindern, und vermehrten sie eben durch die Verordnung, die sie darüber machten. Diese Verordnungen schrieben gewisse Formalitäten vor, ohne die man

das Faustrecht nicht ausüben sollte [t]). Aber eben dadurch wurde es ein wahres Recht, so bald jene Formalität nur beobachtet wurde. Der Zänker, der Raufer, der Räuber durfte nur, um seinen schwächern Nachbar in Ketten zu legen, seine Dörfer zu verbrennen, sein Vieh wegzuführen, keine dieser Formalitäten versäumen, und er konnte vor der ganzen Welt behaupten, daß er gesetzmäßig gehandelt hätte. Nichts aber war leichter, als jene Bedingungen zu erfüllen. Sie bestanden lediglich darin:

Man schrieb einen Fehdebrief oder Absagebrief an denjenigen, den man befehden wollte. Ein solcher Fehdebrief fing ohngefähr mit der Formel an: „Wißt Ihr N. N." Hierauf wurden die Beleidigungen, über die man sich beschweren wollte, angeführt. Dann kam die Kriegsankündigung mit den Worten: „deswegen will ich Eurer und aller der Eurigen, Eurer Helfer und Helfershelfer Feind seyn." Man endigte mit der Schlußformel: „Und will ich hiedurch meine Ehre gegen Euch und die Eurigen bewahrt haben [u])." Einen Nutzen mag diese barbarische Sitte gestiftet haben. Vielleicht ist mancher tapfere Ritter erst dadurch aufgemuntert worden, lesen und schreiben zu lernen. Denn wenn er nun von seiner Burg irgendwo Gelegenheit zu einer Beute sah, wenn er eben erfuhr, daß Kaufleute einer benachbarten Stadt, mit reichen Waaren unterweges waren, wenn ihm die Lust anwandelte, diese zu überfallen, sie niederzuwerfen, wie man es nannte, und sich ihrer Güter zu bemächtigen, so mußte er nothwendig jemanden bey der Hand haben, der ihm seinen Fehdebrief

t) Goldast Reichssatzungen T. I. 154.

u) Datt de Pace. P. I. lib. I. c. 15. p. 114. seq.

brief schrieb, den er der Stadt früh genug senden mußte, um seine Ehre zu verwahren. Fand sich niemand, der ihm diesen Dienst leisten konnte, so mußte er die Beute fahren lassen; denn seine Ehre war ihm doch zu lieb. Seit jener Verordnung also erforderte es sein Interesse, sich die Fähigkeit zu erwerben, bey vorkommendem Fall den Absagebrief gleich selbst auf der Stelle schreiben zu können.

Man fügte noch mehr Vorschriften hinzu, die alle die Ehre der Ritter betrafen. Der Absagebrief mußte drey Tage und drey Nächte vor der wirklichen Beginnung der Feindschaft in dem Hause desjenigen, den man befehden wollte, und zwar bey Tage abgegeben werden [x]). Derjenige, dem abgesagt worden, mußte sich ebenfalls drey Tage lang aller Feindseligkeiten enthalten [y]). Alle Helfer oder Alliirte des Befehders mußten den Absagebrief mit unterschreiben; daher sich unter dergleichen Briefen oft eine lange Liste von Nahmen befindet. Man erklärte in dieser Verordnung diejenigen für ehrlos, die jene Vorschriften nicht beobachten würden. Die Gesetze, hieß es, sollten nach der Strenge gegen sie vollzogen werden. Allein man frägt mit Recht, wann die Gesetze hinlänglich gehandhabt wurden, einen Verächter solcher Formalitäten zur Strafe zu bringen, wie gieng es zu, daß sie nicht Kraft genug hatten, das ganze barbarische Wesen abzuschaffen? die Wahrheit ist, diese Verordnungen standen blos auf dem Papier; da war niemand, dem man hinlängliche Macht anvertraut hatte, ihre Vollziehung zu besorgen.

Es war schon schlimm genug für Deutschland, daß alle die Mitglieder, die seinen Staatskörper ausmachten,

x) Datt l. c. p. 117.

y) Idem p. 120.

ten, das Recht hatten, einander zu bekriegen. In dem Bezirk eines Landes von ohngefähr 150 Meilen in der Länge und an die 200 in der Breite gab es an die dreyhundert und vierzig Staaten, (in so viele ohngefähr war das Reich zerfallen) die alle das Waffenrecht gegen einander hatten; alle gleich kriegerisch, gleich wachsam, gleich bereit bey der geringsten Beleidigung zuzuschlagen. So ein Zustand ließ schon nichts anders erwarten, als daß dieser Bezirk ein ewiges Kriegstheater seyn würde. Will man vollends die Reichsritter mit zu diesen Staaten rechnen, so waren ihrer viele tausend, die dieses gefährliche Recht besaßen. Seitdem aber jene Formalitäten vorgeschrieben wurden, konnten so gar alle Classen von Menschen, bis zu dem geringsten der Nation die Waffen wider einander ergreifen, und behaupten, gesetzmäßig gehandelt zu haben, so oft sie die Formalitäten nur nicht versäumten.

Dies war nicht die einzige schädliche Wirkung jener gutgemeinten, aber schlecht überlegten Verordnung. Sie trug so gar ganz natürlich dazu bey, die Neigung zu Befehdungen auszubreiten und anzufeuern. Sie reizte die Ruhmsucht. Die Nation kannte keinen andern Ruhm, als den der Tapferkeit. Und diese Fehdebriefe waren ein neues Mittel, das die Gesetze ihnen darboten, sich den Nahmen tapferer Ritter zu erwerben. Der Ruf eines Ritters wuchs in dem Verhältniß, wie er viele Fehdebriefe als Hauptperson oder als Helfer unterschrieben hatte. Der junge feurige Ritter mußte ein eben so heftiges Verlangen tragen, seinen Nahmen zum erstenmal auf einem Fehdebrief zu sehen, als man heut zu Tage bey einem jungen Officier erwarten kann, sich in den Zeitungen zum erstenmal gelobt zu sehen. Dies Verlangen scheint so gar ansteckend gewesen zu seyn. Fehdebrie-

fe

se zu schreiben wurde eine Art von schwärmerischer Mode. Auch Leute aus geringen Ständen suchten eine Ehre darin, sie mitzumachen. Im Jahr 1471 schickten die Schuhknechte zu Leipzig der dortigen Universität einen Fehdebrief zu [z]. In einem Kriege, den Pfalzgraf Ludwig mit einigen Städten in Schwaben führte, sandten seine Becker jenen Städten einen Absagebrief [a]. Die Becker und Buben des Markgrafen Jacob von Baden sandten einen an die Städte Eslingen, Reutlingen und andre. Die Köche und Küchenknechte des Herrn von Eppenstein an den Grafen von Solms [b]. Kenner der Archive versichern, daß man dergleichen Denkmäler dieser Raserey unsrer Vorfahren zu Foliobänden antrifft [c].

Man kann sich leicht vorstellen, daß es oft die geringfügigsten Ursachen waren, um die der Zänker, der Räuber, die muthwilligen Befehdungen anfing. Ein Herr von Praunstein befehdete im Jahr 1489 die Stadt Frankfurt, weil eine Frankfurtische Jungfer einem seiner Vetter einen Tanz versagt hatte [d]. Aber die Art, wie die Befehdungen geführt wurden, setzt die ganze Barbarey dieser Sitten erst in ihr gehöriges Licht. Es giebt noch immer viele, die sich einbilden, zu den Zeiten des Faustrechts hätten nur Ritter mit Rittern gefochten, Mann gegen Mann den Streit

 ausge-

z) Senckenberg Sel. jur. et histor. T. IV. p. 416.

a) Datt l. c. p. 118.

b) Müller Reichstagstheater Friedrichs V. S. 97. Pütter Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden entwikkelt, S. 373.

c) Schmidts Geschichte der Deutschen, IV. Th. S. 514.

d) Oelenschlager N. Erläut. d. G. B. p. 296. Note 1.

ausgemacht. Verehren müßte man die Rittersitten, wenn dies ihre Sitten gewesen wären. Aber es verhielt sich nicht so; eine Befehdung war eine grausame Sache. Es ging nur zu oft über den wehrlosen her. Die vielen Verordnungen beweisen es, wo geboten wird, den Ackersmann mit seiner Hacke, die Kindbetterinn, und die in schweren Krankheiten liegen, zu verschonen [e]). Würde man diese Verordnungen so oft haben erneuern müssen, wenn jene Helden sie von selbst beobachtet hätten? Selten wurde gefochten, aber überfallen, plündern und brennen war desto gewöhnlicher. Das Brennen war sehr gewöhnlich. Man darf nur die erste die beste alte Chronik nachsehen, und man wird finden, daß das Verbrennen der Schlösser, Dörfer, Häuser und Hütten die große Kriegskunst dieser tapfern Zeiten war. Einem mit Raub und Brand Feindschaft erweisen, das war die gewöhnliche Formel, deren man sich auch in Absagebriefen bediente. Man hat Verträge aus diesen Zeiten, wo die contrahirende Theile sich das Recht vorbehielten, einer den andern, falls er die verabredete Punkte nicht hielt, durch Raub und Brand zur Erfüllung derselben zu zwingen [f]). Man könnte denken, dies sey nur das letzte Mittel gewesen, dessen sich ein aufs äußerste gebrachter, zu sehr gereizter Ritter in der Verzweiflung, oder seine Leute, oder allenfalls ein unwürdiger, der seinem Stande keine Ehre gemacht, bedient hätte. Aber nein; Dörfer, Städte und selbst unschädliche Kirchen zu verbrennen war die Operation, womit gewöhnlich selbst größere Heere unter Anführung der Fürsten, ihre Feldzüge eröffneten. Hier sind einige Beweise aus der Geschichte eines Krieges, den

e) Datt l. c. p. 126. seq.

f) Datt l. c.

den ein fast gleichzeitiger Autor beschrieben hat. Im Jahr 1455 fing Herzog Ludwig von Bayern die Feindseligkeiten gegen den Pfalzgraf Friedrich damit an, daß er das platte Land plünderte und die Wohnungen und Hütten der Bauern anzünden ließ [g]). Im Jahr 1459 fiel Herzog Ludwig von Bayern, nachdem er von Markgraf Albrecht einen Fehdebrief erhalten, in dessen Land, nahm viele Schlösser und Festungen ein, zündete Dörfer an und machte viel Beute. Wie Herzog Ludwig nach Böhmen ging, so fiel Markgraf Albrecht in Bayern und brannte mit gleicher Wut alles ab [h]). Von Pfalzgrafen Friedrich, den Tritheim beständig lobt, versichert er, dieser habe die Gewohnheit nicht gehabt, die Wohnungen der armen Leute, das ist, die Bauerhöfe zu verbrennen; er habe sich aber so viel Brandschatzung dafür zahlen lassen, als sie aufbringen können [i]). Da dieses ein vorzügliches Lob seines Helden seyn soll, so erhellet daraus, daß dergleichen Grausamkeiten allgemein gewöhnlich waren.

Der angeführte Autor bricht oft in bittre Klagen über die Brandmeister aus, die sich bey den Kriegsvölkern befanden. Diese Leute waren dazu gesetzt, das Abbrennen der Schlösser, Dörfer und Flecken anzuordnen. Diese Leute, sagt er, hätten nicht blos solche Kirchen, die mit Häusern umgeben gewesen, sondern

g) Trithem. Historia Belli Bavarici ap. Freher. T. II. p. 330. Seine Worte sind: Ludovicus — praedas contra eum et incendia *pauperum* exercere coepit. Die Armen, armen Lüde, war die gewöhnliche Benennung, worunter man Bauern verstand.

h) Trithem. l. c. p. 332.

i) Id. l. c. p. 346.

dern auch abgelegene, bey denen kein Haus gestanden, abgebrannt [k]).

Aber

k) Man erweist den Bauern zu viel Ehre, wenn man glaubt, daß sie zuerst und allein in dem berühmten Bauerkrieg gebrannt hätten. Sie waren nicht die Erfinder dieses rühmlichen Theils der damaligen Kriegskunst in Deutschland. Es war längsten etwas sehr gewöhnliches; aber recht arg zu brennen war nur wenigen gegeben, nur den kriegerischen Genies. Götz von Berlichingen in seiner so naiven Erzählung seiner vermeinten ritterlichen Thaten, ist nicht wenig zufrieden mit sich selbst, daß Carl V. auf einem Feldzuge in Champagne, auf sein, Götzens Rath, wie er sich schmeichelt, recht viel brennen lassen. Hier sind seine eigene Worte: „Darnach zogen wir in Frankreich, und huben an und brannten alles, was uns im Weg lag, da fing der Winter an und ging daher, und, wie kaiserl. Majestät anfing zu brennen, das war meine Meinung, eh wir wegzogen, aus der Ursache, daß ich zu etlichen sagte: soll kaiserl. Majestät für mehr Städte und Flecken ziehen, als wie man denn davon sagt; so wehren sie sich, wie wir dann jetzt gesehen haben; so ist der Winter da, und haben wir nichts ausgerichtet, und wird große Kosten, Mühe und Arbeit, und dazu Leute kosten, und müssen mit großen Nachtheil und Schaden wieder abziehen. Solches sagte ich zu einem, der war ein großer, ansehnlicher und starker Kriegsmann, der auch nicht unverständig, — er war kaiserl. Majestät, der jetzo Kaiser ist, Ferdinands Diener, aber dazumal in Frankreich, da wartete er auf Maximilian, hochgedacht jetziger kaiserl. Majestät Sohn; — sagt ich zu ihm, wie vorgemeldt, soll kaiserl. Majestät vor mehr Städte und Flecken ziehen, so wissen wir und habens gesehen, daß es harte Leute sind und hart halten, und sich auch weidlich wehren, sollen wir nun vor einen Flecken ziehen, so geht der Winter daher — aber wenn ich Kaiser Karl hieß, so deucht mich,

Aber auch andre Grausamkeiten wurden häufig ausgeübt, insbesondre wenn Adliche und Städte einander befehdeten. Dies geschah immer mit großer Erbitterung von beiden Seiten. Der Adel statt einzusehen, wie sehr die Nachbarschaft großer und reicher Städte den Werth seiner Landgüter erhöhte, sah sie mit neidischen Augen an und wünschte sie zu vertilgen. Statt sich mit dem Antheil an ihren Schätzen zu begnügen, der ihm von selbst zufließen mußte, wenn er seine Aecker und Meyereyen in Ordnung hielt, wollte er ihn von dem Bürger, den er auf der Heerstraße überfiel, erzwingen, schleppte ihn auf seine Burg, und warf ihn in ein unterirrdisches Gefängniß, wo er oft

mich, ich wollte den Weg nehmen, und ein Gedächtniß hinter mir lassen, dermaßen brennen, daß sie über hundert Jahr sagen müßten, Kaiser Karl wäre da gewest. — Wie ich nun gesagt, also ging es auch; denn wie wir wegzogen, fing man an zu brennen, wie ich es im Sinn gehabt hatte. Nicht weiß ich, wer es Ihro Kaiserl. Majestät gerathen hatte, oder ist auch vielleicht Ihro Majestät meines Sinnes gewest." Lebensbeschreibungen Götzens von Berlichingen p. 245 seq. In der That Götzens Bewunderer können auf ihren Helden anwenden, was man von Cäsarn sagt, eodem animo scripsit, quo pugnavit. In Italien war das Brennen im Kriege seit einigen Jahrhunderten so ungewöhnlich geworden, daß, als die Franzosen unter Karl VIII. bey Eroberung des Königreichs Neapel diese Art zu zerstören wieder gebrauchten, ganz Italien darüber in die größte Bestürzung gerieth. Guicciardini lib. 1. p. 132. Und diese wilde Art seinem Feinde zu schaden, war vermuthlich eine von den Gründen, die die Italiener veranlaßte, die sie berechtigte, die Kriegsvölker, die über die Alpen zu ihnen kamen, und dergleichen Grausamkeit ausübten, Barbaren zu nennen.

oft im Elende umkommen mußte [l]). Die Einwohner der Städte blieben die Rache nicht schuldig, sie begeg-

l) Es ist sehr zu vermuthen, daß diejenigen, die diesen tapfern Rittern auf öffentlicher Straße in die Hände fielen, nicht selten ein grausames Schicksal erfuhren. Dieß wird aus der innern Einrichtung einiger alten Raubschlösser wahrscheinlich. Es erregt Schaudern daran zu denken. In diesen berühmten Sitzen der Freyheit, in diesen Burgen waren in den Thürmen die so genannten Verliese; — Mördergruben, in die man die Beraubten hinunterstürzte. Einige Nachrichten von der innern Beschaffenheit solcher Verliese findet man in J. A. Silbermanns Beschreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberge (Strasburg 1781) S. 133. und in dem Götting. Magazin II. Jahrgang 3tes St. p. 424. seq. Man findet ausserdem in den alten Chroniken sonderbare Züge von Grausamkeiten, die diese Helden aus purem Muthwillen ausübten, so lange sie sich in ihren hohen Schlössern unüberwindlich glaubten. Unter den vielen Raubschlössern, die Pfalzgraf Friedrich der Sieghafte zerstörte, befand sich Bugsberg, das denen von Rosenberg gehörte. Arnold und Michael von Rosenberg waren abgesagte Feinde der Wirzburger Geistlichkeit. Wenn ihnen einige von denselben in die Hände geriethen, machten sie sich das grausame Vergnügen, sie zu castriren. Einige starben von der Operation. Auf diese clero-mastyges wurden damals folgende Verse gemacht:

Qui raso capite praestas, proficiscere cautus,
　Iam tibi succensens nobilis ecce latet.
Esse pius clero propter sua probra recusat,
　Quem regit antistes clarus in Herbipoli.
Qui vulgo praesunt, clam nunc expectat, ut illis
　Absumat laeto pectore testiculos.
Presbyter, ergo cave, maneas et in aedibus astu,
　Ne sic te miserum sauciet hostis atrox.
Nam mucrone malo quae surripit ipse nefandus,
　Nequaquam minima viscera sunt hominis.

Trithem. ap. Freher. T. II. 345.

begegneten ihrem adelichen Befehder wie einem Räuber; sie ließen ihn öffentlich hinrichten.

Endlich begriff man, daß dem Unfug gewisse Formalitäten vorzuschreiben, nicht hieß ihn einschränken, sondern vielmehr ihn autorisiren, und jene Verordnungen, die das Uebel statt zu unterdrücken, befördert hatten, wurden aufgehoben m); wie wohl 1467.
nur auf fünf Jahr. Aber es wurde kein Tribunal errichtet, an das die Streitende sich wenden konnten. Alle Befehdungen sollten mit der Acht bestraft werden. Aber für die Vollziehung der Strafe wurde nicht gesorgt. Ein Gesetz ohne Sanction konnte keine Wirkung haben. Deutschlands Zustand blieb der nämliche.

Zwanzig Jahr nachher that man einen Schritt mehr. Man hatte alle Wirkungen des Uebels so sehr empfunden; man war mit den benachbarten Nationen bekannter geworden; man hatte so oft Ursache gehabt, sich der herrschenden Wildheit zu schämen; die Männer, die die Römische Rechte kannten, die Doktoren, die Legisten, wie man sie zu nennen pflegte, hatten an den Höfen, wo sie Einfluß bekamen, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit guter Gesetze und ihre Handhabung so fleißig und so geschickt empfohlen, daß alles bereit schien, die Hände dazu zu bieten. Wenigstens wagte niemand öffentlich zu widersprechen. Alle Befehdungen wurden aufs neue auf zehn Jahr verboten, und man that wenigstens Vorschläge zur Errichtung eines Tribunals, des Kammergerichts. Allein der Kaiser und die Stände konnten über den Plan nicht einig werden. Dieß fiel auf eben dem Reichs-

m) Constitution des fünfjährigen Landfriedens. S. Goldast in den Reichssatzungen 1. Th. p. 182.

Reichstage zu Frankfurt vor, auf dem Maximilian
1486. zum Römischen König erwählt wurde.

Da ein so unentbehrliches Mittel zur Erhaltung der Ruhe, ein Tribunal, nicht erlangt werden konnte; so nahm Kaiser Friedrich III. seine Zuflucht zu einem Palliative, das zu mehr Endzwecken dienlich war. — Die Handlung macht erfindsam, in Ansehung der Mittel, Ordnung und Sicherheit zu befördern. Die Städte am Rhein und in Schwaben, die durch die Handlung groß und reich geworden waren, hatten schon früh angefangen, Bündnisse mit einander zu schließen, um sich und ihre Handlung gegen alle Gewaltthätigkeiten zu beschützen. Sie hatten Kriegsvölker in Sold genommen, die Straßen, die ihre Bürger bereisten und wo ihre Waaren passirten, von Räubern zu befreyen. Manchmal zwar arteten diese Bündnisse aus. Manchmal dienten sie zu Endzwecken des Ehrgeizes oder Eigennutzes. „Die Hunde", sagte ein Autor, der sie näher kannte, „nahmen die Natur der Wölfe an; sie sollten die Räuber verfolgen und sie ahmten ihnen nach."

Einen ähnlichen Bund suchte jetzt Kaiser Friedrich in Schwaben zu errichten, nicht blos unter den Städten, sondern auch unter andern Ständen. Er gebot sogar den Prälaten, Grafen, Freyen, Rittern und Städten in jenem Lande, bey Verlust ihrer Freyheiten, sich zur Handhabung des Landfriedens in eine freundschaftliche Verschreibung zusammen zu thun und zu verbinden[n]). Man glaubt nicht ohne Grund, der

n) Kaiser Friedrichs Rescript d. d. Nürnberg den 26. Jun. 1487. it. den 4. October desselben Jahrs bey Datt lib. II. c. IV. p. 255. c. VI. p. 272. Fugger V. 31. p. 976.

der Kaiser habe noch aus einer andern Ursache, als blos der öffentlichen Ruhe wegen, die Errichtung dieses Bundes so angelegentlich betrieben; er habe gesucht sich dadurch gegen die Herzoge George und Albrecht von Bayern zu verstärken, die sehr mächtig waren, und über die der Kaiser sich zu beklagen hatte. Se. Kaiserl. Majestät wäre ganz von ihnen verachtet, sagte Friedrich auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 o). Aber auch die Prälaten, Grafen, Fürsten und Städte in Schwaben fürchteten sich vor der Macht dieser Herzoge von Bayern, die sich auf allen Seiten vergrößerten. Herzog Albrecht hatte Regensburg eingenommen. Diese Furcht vor diesen beiden übermächtigen und durch die Uebermacht kühnen Nachbarn beförderte den Bund eben so sehr, und vielleicht noch stärker, als die kaiserliche Befehle. Es ging einige Zeit hin, ehe man einig werden konnte. Endlich wurde der Bund zu Eßlingen geschlossen, am 9. März 1488. Man nannte ihn eine Einigung, der gewöhnliche Ausdruck, mit dem man damals alle dergleichen Verträge zu bezeichnen pflegte. Vier Prälaten, drey Grafen, sechszehn Herren, Ritter und Knechte, denn dies war noch eine ehrenvolle Benennung der untersten Classe des Adels — und sechs Städte unterschrieben diese Einigung. Sie bestand aus vier und dreissig Artikeln. Dem ersten zufolge setzten Prälaten, Grafen und Ritter eines Theils, die Städte andern Theils jeder einen Hauptmann, und gaben ihm neun Räthe zu. Diese zwey Hauptmänner und achtzehn Räthe wurden dem ganzen Bunde gemeinschaftlich durch einen Eid verpflichtet. Im zweiten und den folgenden Artikeln bis zum dreyzehnten

o) Datt l. c. p. 257.

zehnten wurde genau bestimmt, wie in Fällen, da Mitglieder des Bundes oder deren Unterthanen Rechtshändel mit einander bekämen, zur Entscheidung dieser Händel Richter aus den Bundeshauptleuten und Bundesräthen zu erwählen, und wie die Aussprüche dieser Richter zu vollziehen wären. Im vierzehnten und funfzehnten Artikel wurde festgesetzt, daß und wie der gesammte Bund, so oft eines seiner Mitglieder von einem Fürsten, oder Herrn oder von einer Stadt angegriffen oder beleidigt würde, diesem beleidigten Mitgliede Genugthuung verschaffen sollte. Nach dem siebzehnten sollte das Loos entscheiden, so oft die Bundesräthe und Hauptleute nicht einig werden könnten. Nach dem drey und zwanzigsten durfte kein Mitglied anderwärtige Verbindungen eingehen, bey keinem andern Fürsten, bey keiner andern Stadt in Dienste treten, bey Strafe der Ausschließung aus dem Bunde. Von jedem, der in den Bund aufgenommen wurde, nahm man eine doppelte Verpflichtung, eine eidliche und eine schriftliche; das Aufnehmungsrecht wurde den Bundeshauptleuten und Räthen zugestanden. Wenn aber Fürsten, oder fürstenmäßige Herren, oder mächtige Communen einzutreten verlangten, so sollten nach dem vier und zwanzigsten Artikel, die Prälaten, Grafen und Herren für sich, und die Städte für sich rathschlagen, und hernach einander ihre Meinung eröffnen. Falls sie nicht einig werden könnten, so sollte jeder Theil, nämlich die Grafen und Herren für sich und die Städte für sich drey Männer ernennen und die gewählten sechs Männer entscheiden. Wenn auch diese sich nicht vereinigen könnten, so sollte einer durch das Loos gewählt werden, dessen Ausspruch entscheiden sollte p). Man kann diesen Bund als

p) Datt l. c. p. 281. seq.

als ein schönes Muster von einem System verbundener Staaten betrachten.

Der Bund wuchs noch in eben dem Jahre, da er geschlossen war, auf dreyzehn Prälaten, zwölf Grafen, dreyhundert und funfzig Ritter, Herren und Knechte, und zwey und zwanzig Städte. Von Seiten der Ritter geschah der Eintritt anfangs ungern, ja gezwungener Weise. Einer von den Hauptzwecken des Bundes, Verhütung der Befehdungen und Gewaltthätigkeiten, war nicht der Zweck der Ritter. Denen, die damit zögerten, gebot Kaiser Friedrich, nicht länger zu säumen, bey Strafe, nicht nur von hundert Mark löthigen Goldes, sondern selbst der Acht [q]). Auch die Städte hatten anfangs ihre Bedenklichkeiten. Allein die guten Folgen einer solchen Verbindung leuchteten bald jedem in die Augen; der Bund bekam immer neue Mitglieder, und unter diesen manches von großem Gewicht, den Grafen Eberhard von Würtemberg, den Markgrafen Philip von Baden, den Bischof von Augsburg u. a. Sein Ansehn wuchs wie seine Stärke, und den Bundsgenossen gebühret der Ruhm, daß sie von beyden nie ungerechten Gebrauch machten. Die erste Wirkung seines Ansehns war, daß die Herzoge von Bayern Regensburg wieder herausgaben [r]). Und hiernächst wurden Befehdungen und Gewaltthätigkeiten in dieser Gegend viel seltner. Vierzig Raubschlösser wurden durch den Bund zerstört [s]). Der schon einmal angeführte gleichzeitige Autor, Tritheim giebt dem

q) Datt l. c. p. 287—288.

r) Bil. Birkheim. de Bello Heluet. ap. Freher. T. III, p. 65. 66.

s) Fugger V. 37. p. 1004.

Bunde das Zeugniß, daß er viele Kriege verhütet, oder gleich im Ausbruch erstickt habe; daß er seit seiner Entstehung bis zu der Zeit, da Tritheim schrieb, vier und zwanzig Jahr lang von Gerechtigkeit und Eintracht sey beseelt gewesen [t]). In einem Schreiben an den Pabst rühmte sich der Bund, daß nicht blos Schwaben, sondern ganz Deutschland, ja die Reisende und die Kaufleute andrer Nationen die guten Wirkungen dieser Verbindung erfahren hätten [u]).

Bey seiner Entstehung hatte der Bund nur zwey Hauptleute und achtzehn Räthe. So wie aber die Anzahl seiner Mitglieder wuchs, wurde auch jener Zahl vermehrt. Das Bundesgericht bekam eine angemessenere Verfassung, und überhaupt wurden mehr Beamte nach Verhältniß der Menge und Wichtigkeit der Geschäfte angesetzt. Im Jahr tausend vierhundert zwey und neunzig hatte der Bund über funfzehnhundert Reuter, und acht bis neuntausend Fußknechte im Felde, dem Kaiser zu Hülfe wider Herzog Albrecht von Bayern. Dieses Heer führte sechs und dreyßig Stücke mit sich, sechshundert sieben und achtzig Wagen, und dreyhundert und dreyßig Zelte [v]). So viel vermochte ohngefehr der zehnte Theil von Deutschland ohne große Anstrengung. Um eben die Zeit bestand die Macht, womit Karl VIII, König von Frankreich, seinen Lieblingsentwurf ausführen, und Neapel erobern wollte, und die man in Italien für die furchtbarste hielt, die seit Jahrhunderten gesehen war, aus zwölftausend Mann Fußvolk und sechs bis siebentausend Mann Reuter [w]).

t) Trithem. Chron. Hirsaug. ad a. 1487.
u) Datt l. c. p. 315.
v) Idem l. c. p. 445.
w) Guicciardini lib. I. p. 89.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Zustand der österreichischen Erbländer — Maximilians Vermählung mit der Mailändischen Prinzeßin Blanca Maria — Deren Oheim, Ludwig Sforza, erhält von Maximilian die Mailändische Belehnung — Innerlicher Krieg in Geldern — König Karl VIII. von Frankreich erobert Neapel und wird in Italien übermächtig — Maximilian tritt daher dem Venetianischen Bunde bey, und beruft einen Reichstag nach Worms — Seine Propositionen an die Stände — Er schlägt eine eilende und eine währende Hülfe vor — Nachrichten aus Italien von der Nothwendigkeit einer Reichshülfe gegen die Franzosen — Erklärung der Stände, diese Hülfe nicht eher zu bewilligen, als bis Gericht und Frieden im Reiche angeordnet worden — Maximilian erklärt sich bereit dazu — Entwürfe zu dem Endzweck — Abermalige Nachrichten aus Italien von dringender Nothwendigkeit einer Hülfe aus Deutschland — Die Stände bewilligen dazu hundert und funfzigtausend Gulden — führen zugleich verschiedne Beschwerden — Des Kaisers Antwort — Die bewilligte Summe soll durch eine Anleihe aufgebracht werden; einige Umstände bey Regulirung derselben — Neue dringende Vorstellung des Kaisers, wegen Hülfe nach Italien; Antwort der Stände, die von Frankreich nicht so viel Nachtheil besorgen wie der Kaiser — Benehmen der Städte — Kurze abschlägige Antwort der Stände auf das abermalige Verlangen des Kaisers — Er giebt seine Einwilligung zu dem beständigen Landfrieden und zu dem Reichskammergericht — Project eines Reichsregiments — Andre verhandelte Punkte: wegen der Türken — wegen einer allgemeinen Contribution im ganzen Reiche, unter dem Namen des gemeinen Pfennigs — Sie

wird bewilligt, aber schlecht bezahlt — wegen eines obersten Hauptmanns; Herzog Albrechts von Sachsen Bedingungen, wenn er diese Stelle übernehmen soll — Polizeygesetze — Würtemberg zum Herzogthum erhoben — Zweykampf des Kaisers — Begebenheiten in Italien.

Maximilian hielt sich bey dem Tode seines Vaters zu Inspruck auf; er beschäftigte sich hier mit Anstalten wider die Türken, die zehntausend Mann stark in Steyermark und Krain eingebrochen waren, bis Laybach gestreift, und viertausend Christen mit sich weggeführt hatten. Auf ein allgemeines Aufgebot, das Maximilian ergehen ließ, waren schon funfzehntausend Mann Miliz versammlet. Allein die Türken zogen sich mit der größten Geschwindigkeit zurück [a]).

Von Inspruck begab sich Maximilian nach Wien, wo er dem Leichenbegängniß seines Vaters beywohnte, und die Regierung seiner Erbstaaten antrat. Diese waren damals in Ansehung ihrer innern Stärke bey weiten das nicht, was sie heut zu Tage sind. Oben ist schon erinnert worden, daß man diesen Umstand nicht aus dem Gedächtniß lassen muß, wenn man dem Andenken dieses Fürsten Gerechtigkeit erweisen will. Man muß sich hüten, daß man sich diese Staaten bey Maximilians Regierungsantritt, nicht mit allen ihren heutigen vollkommenen Einrichtungen gedenke. Herrliche Länder waren es von Natur, aber das Geld war hier noch seltner, wie in irgend einer andern Gegend von Deutschland. Außerdem waren sie durch innerliche Kriege, und durch die mit Ungarn sehr erschöpft. Im ersten Kapitel sind einige

a) Fugger, V. 41. p. 1087.

einige Vorfälle angeführt, die dieses beweisen. Es läßt sich hier nicht bestimmen, wie groß Maximilians Einkünfte aus diesen Ländern mögen gewesen seyn. Daß sie aber sehr unbeträchtlich waren, scheint aus dem Umstande zu vermuthen, das im Jahr 1489, da Kaiser Friedrich mit dem König Matthias von Ungarn wegen Niederösterreich, das jener an diesen hatte abtreten müssen, in Unterhandlung stand, Matthias dieses Land für sieben hunderttausend Gulden zurück geben wollte. Kaiser Friedrich aber fand diese Summe zu groß, und wollte lieber den Tod des Königs abwarten, als eine seiner schönsten Provinzen nebst der Hauptstadt, dafür erkaufen. Man kann ohne Zweifel annehmen, daß Matthias bey jener Forderung die Einkünfte von mehr als einem Jahre in Anschlag brachte, und vermuthlich berechnete er sie viel höher, als der rechtmäßige Fürst sie treiben konnte.

Aus den Einkünften dieser Erbstaaten mußte gleichwohl Maximilian die Kosten seiner weitläuftigen Unternehmungen bestreiten. Die Frage ist nur, ob er hinlängliche Gründe hatte, sich in diese Unternehmungen einzulassen. Eine vollständige Darstellung der damaligen politischen Angelegenheiten wird zeigen, daß seine Gründe wenigstens immer sehr wichtig waren, und daß sie zu seiner Zeit nicht blos ihm, sondern allen, denen die Ehre des Reichs am Herzen lag, hinlänglich und entscheidend vorkommen mußten.

Von Wien begab sich Maximilian nach Inspruck zurück, und vollzog hier seine zweyte Heirath 1494. 16. März. mit der Mailändischen Prinzeßin, Blanca Maria, aus dem Hause Sforza. Ihr Eltervater, Muzio Sforza, hatte sich vom Bauerknaben zum Posten eines Condottiere erhoben. So nannte man in Italien diejenigen, die auf eigne Kosten Kriegsvölker hielten,

und damit dem meistbietenden Staate dienten. Sein Sohn Franz Sforza, gelangte durch Usurpation zum Besitz des Herzogthums Mailand, eines Deutschen Lehns, ohne sich um die Investitur zu bekümmern. Franzens Sohn und Nachfolger, Galeazzo Maria, suchte sie eben so wenig. Er war schon todt, als seine Tochter Blanca Maria mit Maximilian vermählt wurde. Ihr Bruder Giovan Galeazzo war zwar, den Jahren nach, mündig, allein blöde vom Verstande; sein Oheim, Ludwig, dem die Italiener den Zunamen il Moro geben [b]), führte die Regierung. Dieser Ludwig war es, der die Heirath zwischen seiner

b) Die Franzosen nennen ihn le Maure. Guicciardini sagt lib. III. p. 290. dieser Beyname sey ihm schon als Kind wegen seiner schwarzen Farbe gegeben. Hingegen versichert Iovius in Elogiis etc. pag. 128. Ludwig sey sehr blaß gewesen, aequo pallidior. Und den Anlaß zu seinem Beynamen habe die Eitelkeit des Herzogs gegeben, der einem Maulbeerbaum zum Sinnbild seiner eignen Klugheit führte. Der Maulbeerbaum blüht spät, nicht eher als bis alle Winterwitterung völlig vorüber ist. Seine Blüte verwandelt sich bald in Frucht, und diese reift geschwind. Dieser Eigenschaft wegen, soll der Baum ein Bild der Klugheit seyn, und Ludwig bildete sich auf die seinige nicht wenig ein. Er übertraf in der That seine Zeitgenossen an Uebersicht der Lage der Staaten gegen einander, an richtiger Beurtheilung, an Menschenkenntniß, an Biegsamkeit des Geistes und an vielen andern politischen Talenten. Allein im übertriebenen Vertrauen auf diese seine Fähigkeiten verwickelte er sich in Händel, die ihn endlich um die Früchte aller seiner Ränke, und um seine persönliche Freyheit brachten. Guicciardini sagt doch auch, daß der Beyname il Moro, den man ihm anfangs wegen seiner Farbe gegeben, nachher behalten sey, um seine Verschlagenheit zu bezeichnen, und das

ner Nichte, Blanca Maria und Maximilian zu Stande brachte. Er gab ihr eine Mitgift von vierhunderttausend Ducaten an Gelde, und von vierzigtausend Ducaten an Juwelen und andern Kostbarkeiten c). Maximilian dagegen versprach und gab ihm, so bald jene Summe bezahlt war, die Belehnung von Mailand. In dem zu Antwerpen ausgefertigten Belehnungsbrief wurde diesem Ludwig, außer einer großen Menge anderer Lobsprüche, zum wichtigen Verdienst angerechnet, daß er so viel Treue gegen das Reich bewiesen, und diesem das Herzogthum Mailand gerettet hätte, da es schon in Gefahr gewesen, in die Hände der Feinde des Reichs zu gerathen d). Den jungen Herzog Giovan Galeazzo schloß Maximilian von der Belehnung aus, weil er, ohne sie zu suchen, sich des Herzogthums angemaßt hatte. Maximilian hielt es auf der einen Seite für etwas so wesentlich nothwendiges, die Verbindungen des Reichs mit Italien zu unterhalten, und er sah auf der andern Seite so sehr ein, daß die deutsche Verfassung keine wirksame Mittel zur Erreichung dieses Entzwecks darbot, daß er kein Bedenken trug, die freywillige Erbietungen des Ludwig Sforza anzunehmen, und die Lehnsverbindung mit diesem so wichtigen Herzogthum

das habe er gern gesehen. Es ist also dieser Beyname wegen des Doppelsinns, der darin liegt, unübersetzlich.

c) Fugger VI. 1. p. 1091. Guicciardini I. p. 47.

d) Du Mont T. III. P. II. p. 333. Müller Reichstagstheater unter Maximilian 1 Th. 2 Vorst. p. 264. conf. Häberlins neue Historie IX. B. S. 14. Note f, wo gezeigt wird, daß der Lehnbrief 1494. ausgefertigt ist, nicht 1495. wie bey Du Mont und andern steht, die ihn haben abdrucken lassen.

thum wieder anzuknüpfen, ohnerachtet es auf Kosten seines Schwagers Giovan Galeazzo geschehen mußte. Uebrigens war das Haus Sforza durch die Waffen zu eben so großem Ansehen, gelangt als das Haus Medicis, mit dem in der Folge die Könige von Frankreich Heirathsverträge einzugehen kein Bedenken trugen, durch die Handlung. Der Churfürst von Sachsen, die drey geistlichen Churfürsten und Erzherzog Sigmund von Tyrol sollen Maximilian zu dieser Heirath gerathen haben [e]). Jene Belehnung wurde indeß geheim gehalten.

Maximilian verfügte sich bald nach seiner Vermählung nach den Niederlanden, wo er einen Krieg zu führen hatte, der schon seit geraumer Zeit ausgebrochen und nicht so wohl gefährlich, als lästig war; der Feind, mit dem er zu thun hatte, war Karl von Egmond, der auf das Herzogthum Geldern und die damit verknüpfte Grafschaft Zütphen Anspruch machte. Schon seit dem Tode Herzogs Reinold IV. aus dem Zütphischen Hause war wegen der Succession in Geldern ein Streit entstanden, zwischen dem Herzoge von Berg und dem Herrn von Egmond. Kaiser Sigmund hatte anfangs zu Egmonds Gunsten gesprochen. Allein in der Folge gab er dem Herzoge von Berg die Belehnung. Egmond, der die Länder in Besitz hatte, wollte sich behaupten, und wurde im Jahr 1433. in die Acht erklärt. Kaiser Friedrich fing auch damit an, Egmond für den rechtmäßigen Herzog zu erkennen, endigte aber damit, daß er ebenfalls dem Herzog von Berg die Lehn ertheilte, und Egmond von neuem in die Acht erklärte. Aber ein schwerers Unglück, als die Acht, kam über die Egmondische Familie.

e) Fugger VI. 1. p. 1091.

milie. Der alte Herr von Egmond, Arnold, hatte ein moralisches Ungeheuer zum Sohn, der seinen Vater sechs Jahr gefangen hielt, aus keinem andern Grunde, als weil er ihm zu lange lebte. Der Unmensch, Adolf war sein Name, scheute sich nicht, dieß öffentlich zur Rechtfertigung seines Betragens anzuführen [f]). Der Kaiser und der Pabst trugen endlich dem Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, auf, den Vater mit dem Sohne auszusöhnen. Die unverschämte Hartnäckigkeit des Sohns bewog Karln, ihn gefangen zu nehmen, um dem Vater Freyheit und Sicherheit zu verschaffen. Allein die Geldrischen Stände, die auf des Sohns Seite waren, machten dem alten Mann so viel Verdruß, daß er seine beyden Länder an Herzog Karl von Burgund, für dreymal hunderttausend Gulden verpfändete, der sich nun mit dem Herzoge von Jülich und Berg, vermittelst einer Summe von achtzigtausend Gulden, die er ihm zahlte, abfand [g]). Kaiser Friedrich belehnte Herzog Karl mit Geldern bey der berühmten Zusammenkunft zu Trier 1473. Geldern und das damit verbundene Zütphen gehörten also nun zu den Burgundischen Staaten. Maximilian und seine Gemahlin, Maria von Burgund, empfingen die Belehnung darüber vom Kaiser Friedrich III. 1478 [h]). Indessen waren die Einwohner von Geldern und Zütphen dem Egmondischen Hause sehr ergeben. Adolf hatte zwey Söhne hinterlassen, Karl und Philip. Den ältesten, Karl erklärten die Gelderer für ihren Herzog, zu der Zeit, als Maximilian mit den Flandrischen Unruhen genug zu thun hatte. Karl von Egmond wurde von Frankreich

f) Commines IV. 1. p. 110.

g) Wagenaar Niederl. Gesch. Th. II. p. 197. 198.

h) Müller l. c. p. 253.

reich unterstützt. Maximilian konnte ihn nie völlig bezwingen, noch zum ruhigen Besitz des Landes gelangen. Selbst in diesem Jahre 1494. eroberte er zwar Rüremonde, belagerte aber Niemegen vergeblich. Hierauf übertrug er dem Herzoge von Sachsen die Führung des Krieges, und verfügte sich nach Löwen, um hier seinem Sohn, Erzherzog Philip, der seine Mündigkeit erreicht hatte, die Regierung der Burgundischen Staaten zu übergeben. Für Maximilianen war es ohne Zweifel ein sehr gelegener Umstand, seine Vormundschaft gerade um diese Zeit niederzulegen, da ihm dasjenige, was in Italien vorging, seine Hauptaufmerksamkeit zu verdienen schien. In diesem Lande eröffnete sich ein weites Feld für seine Thätigkeit. Die Begebenheiten, die hier vorfielen, hatten zu viel Einfluß selbst auf Deutschland, als daß es genug wäre, sie nur obenhin zu erwähnen. Ohne die Italienische Händel und ohne das Verlangen, das Maximilian hatte, sie zu entscheiden, hätte vielleicht Deutschland den beständigen Landfrieden und das Kammergericht noch nicht im Jahr 1495. bekommen. Es ist also nöthig, diese Vorfälle zwar nicht weitläuftig, aber doch hinlänglich auszuführen, wenn anders die Geschichte eine Darstellung des Zusammenhangs der Ursachen und Wirkungen seyn soll.

Die Italienischen Staaten übten schon in diesen Zeiten und noch früher diejenige Politik aus, die von den übrigen Europäischen Mächten erst im sechszehnten Jahrhundert befolgt wurde. Sie suchten einander im Gleichgewicht zu erhalten. Venedig aber hatte doch das Uebergewicht durch seinen Reichthum, durch seine auswärtigen Besitzungen, durch seine Flotte, durch seinen Handel bekommen. Diese Republik hatte auch angefangen, ihre Ueberlegenheit zur Erweiterung ihrer Besitzungen in Italien dergestalt zu nutzen,

daß

daß die übrigen Italiener auf den Verdacht geriethen, Venedig habe den Plan gemacht, sich die Herrschaft in ganz Italien zu erwerben. Der päbstliche Hof kam als weltliche Macht noch nicht in Betrachtung. Ferrara, Bononien, Urbino gehörten noch nicht zum Kirchenstaat. Ravenna besaßen die Venetianer; in dem übrigen waren die Colonna's, die Ursinis und einige andre Familien im Besitz der Macht. Aber der päbstliche Hof fing schon an einzusehen, daß die Vorurtheile, auf die sein Ansehen, als Oberhaupt der Kirche sich stützte, mit der Zeit verschwinden könnten, und daß es gegen die Zeit sehr nützlich seyn würde, sich weltliche Fürstenthümer erworben zu haben. Der Herzog von Mailand, die Republik Florenz, wo die Medicis durch ihren Einfluß regierten, und der König von Neapel aus dem Hause Aragon, waren die drey Mächte, die zusammen hielten, um die Vergrößerung der Venetianer zu verhindern. Dieses System von Gleichgewicht hatte schon geraume Zeit bestanden, als unter diesen drey Mächten Argwohn und Mißtrauen ausbrach. Der schon erwähnte junge Herzog von Mailand Giovan Galeazzo hatte eine Neapolitanische Prinzeßin zur Gemahlin; deren Vater Ferdinand, Kronprinz von Neapel, oder Herzog von Calabrien, sich laut darüber beschwerte, daß sein Schwager Giovan Galeazzo, von seinem Oheim Ludwig Sforza als ein Blödsinniger behandelt und in Verwahrung gehalten wurde. Ludwig Sforza, der den Mailändischen Staat im Namen seines Vetters regierte, faßte hierüber Verdacht, und dieser stieg aufs höchste, als er besondre Verbindungen zwischen Neapel, Florenz und dem Pabst zu entdecken glaubte, die seinen Fall zur Absicht hätten. Da er der Meynung war, daß er bey Venedig keinen redlichen Schutz finden würde, als die lange schon ein Auge auf Mailand

land hatten, so fiel er, um eine vermeinte Verschwörung seiner Feinde zu vereiteln, auf das gefährliche Mittel, eine auswärtige Macht nach Italien zu locken. Er beredete den König von Frankreich, Karl VIII, die alten Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel wieder geltend zu machen. Karl erschien mit einer Armee, wie man seit Jahrhunderten in Italien nicht gesehen hatte, mit zwölftausend Mann Fußvolk, wovon die Hälfte Schweizer waren, und sechstausend Reuter, außer einer starken Artillerie, die leichter zu behandeln war, als die schwere, die man damals nur noch in Italien kannte. Diese neue Art von Waffen und das Glück, das ihn begleitete, machte den Französischen Monarchen in einem einzigen Feldzuge Meister von ganz Italien. Neapel wurde fast ohne Schwerdschlag erobert; der alte König aus dem Hause Aragon, Alfonso trat seinem Kronprinzen Ferdinand die Regierung ab, und floh nach der kleinen Insel Ischia; aber auch Ferdinand konnte sich nicht behaupten. Dieser glänzende Erfolg der französischen Waffen war weit mehr als Ludwig Sforza sich vorgestellt hatte. Damit Mailand von seinem wider alle Erwartung so glücklichen Alliirten nichts zu fürchten hätte, sah sich Ludwig bey Zeiten nach einem Retter um. Die Vermählung seiner Nichte Blanca Maria mit Maximilian hatte er schon zu Stande gebracht, den Belehnungsbrief wegen Mailand erhalten, und sich also einen Rechtstitel zum Besitz dieses Herzogthums erworben. Allein jetzt war es um Schutz zu thun. Durch seinen Betrieb und noch mehr durch die allgemeine Gefahr, die allen Italienischen Staaten drohte, kam zu Venedig ein Vertheidigungsbünd-
1495. April. niß zu Stande, zwischen dem Pabst, Maximilian, als Römischen König, dem Könige von Spanien, der Republik Venedig und Ludwig Sforza, nicht mehr

mehr als Vormund im Namen seines Vetters, sondern als Herzog selbst, indem er die Investitur von Maximilian indessen empfangen hatte. In den geheimen Artikeln dieses Bündnisses wurde verabredet, den aragonischen Prinzen wieder in Besitz von Neapel zu setzen [i]).

Daß Maximilian diesem Bündniß beytrat, dazu bewegten ihn, nicht so wohl das Andenken der Beleidigungen, die er von Karl VIII. empfangen hatte, als andre sehr wichtige Gründe. Wenn er auch nicht die Absicht hatte in Italien Fuß zu fassen, so mußte ihm als Kaiser die Uebermacht der Franzosen in diesem Lande bedenklich seyn. Pabst Alexander VI. ließ ihm durch Rudolf von Anhalt wissen, (dieser Fürst hielt sich eben zu Rom auf, als Karl durch diese Stadt gieng,) der Französische Monarch habe Absichten auf die Kaiserwürde zu erkennen gegeben [k]). Nach Französischen Geschichtschreibern übte Karl, während seines Aufenthalts zu Rom, Souverainetätsrechte aus [l]). Bey seinem Einzuge zu Neapel bediente er sich kaiserlicher Insignien [m]). Maximilian konnte vielleicht nicht wissen, daß dieses sich auf Ansprüche bezog, die Karl an das Griechische Kaiserthum machte. Denn Andreas Paläologus, Vetter des letzten Griechischen Kaisers, Constantin Paläologus, hatte als nächster Verwandter dieses Kaisers, seine Rechte an das Morgenländische Reich, an Karl von Frankreich, eben erst während seines Aufenthalts

zu

i) Guicciardini lib. II. p. 174.

k) Müller l. c. p. 221.

l) Daniel T. VIII. p. 184. in der Note. Henault unter den Jahren 1494. 1495.

m) Daniel p. 197.

zu Rom abgetreten. Das Original der Abtretungs-acte vom 5. Sept. 1494. wird in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt [n]). Auch kam eine Münze zum Vorschein, auf der man Karln Kaiser nannte [o]).

Vermöge der geheimen Artikel des Venetianischen Bündnisses sollte Maximilian, so wie der König von Spanien von den übrigen Alliirten gewisse Subsidiengelder bekommen, und dafür mit einer beträchtlichen Armee in Frankreich selbst einbrechen. Um durch diese Diversion Karln zu nöthigen, seine Truppen in Italien zu schwächen [p]). Noch eh dieses Bündniß zu Stande kam, hielt Maximilian für nöthig, dieser Angelegenheiten wegen, die nach seinem Urtheile dem Deutschen Reiche nichts weniger als gleichgültig seyn sollten, einen Reichstag zu berufen. Er hatte zwar dazu noch andre Gründe, die er in dem Ausschreiben anführte, das er aus Antwerpen noch im Jahr 1494. den 24. Nov. ergehen ließ. Er wollte nämlich der alten Observanz nachleben, nach welcher ein Römischer Kaiser oder König bey dem Antritt seiner Regierung den versammelten Ständen die Lage des Reichs, und alles was dessen Abnahme oder Minderung, Krieg oder Aufruhr veranlassen könnte, bekannt machte, und mit ihnen, wie allen solchen vorzukommen, überlegte. Er wollte mit ihnen wegen der Türkengefahr rathschlagen, die in dem letzt verwichenen Sommer bis in die Oesterreichische Erblande gestreift hatten. Auch wollte er mit ihnen wegen seines Zuges über die Berge Abrede nehmen; so nannte man die Reise

n) Daniel l. c. p. 197. Note. Henault l. c.

o) Henault ib.

p) Guicciardini lib. II. p. 175.

Reise nach Italien, die der von den Deutschen erwählte König thun mußte, wie man glaubte, um durch die Hand des Pabstes die Kaiserkrone zu empfangen. Endlich erwähnte er als den letzten Bewegungsgrund zu dieser Berufung, daß er mit den Ständen wegen gewisser Angelegenheiten des Reichs, und insbesondre wegen einiger Sachen in Italien handeln wollte. Er fügte hinzu, daß sie aufs beste gerüstet erscheinen möchten, um ihn gleich nach gehaltener Rathschlagung, die er hoffte in vierzehn Tagen zu endigen, nach Italien zu begleiten: er erwartete, so drückte er sich aus, daß sie zu diesem Ende eine Anzahl der ihrigen mitbringen würden. Eben aus dem Grunde, diesen Römerzug früh genug anzutreten, damit er nach dessen Vollbringung den nämlichen Sommer persönlich gegen die Türken zu Felde ziehen könnte, bestimmte er den ersten Februar zur Eröffnung der Versammlung [q]).

Nach der güldnen Bulle [r]) soll der erste Reichstag unter der Regierung eines neuen Königs zu Nürnberg gehalten werden, wenn kein gültiges Hinderniß im Wege ist. Maximilian bestimmte Worms dazu, ohne einen Grund für seine Abweichung von jener Verordnung anzuführen. Ohne Zweifel aber wurde er zu der Ernennung dieser Stadt, durch den Umstand bewogen, daß sie näher bey den Niederlanden liegt, wo er sich aufhielt, als Nürnberg, und daß bey seinem lebhaften Verlangen je eher, je lieber nach Italien zu gehen, die Lage von Nürnberg ihm allzuweit aus dem Wege schien. Die Versammlung sollte dem Ausschreiben zufolge am zweyten Februar eröffnet 1495.
werden.

q) Müller l. c. p. 199 seq.

r) Cap. XXVIII. §. 5.

werden. Aber Maximilian selbst langte erst am achtzehnten März zu Worms an. Hier waren schon fünf Churfürsten, zehn geistliche und neun und zwanzig weltliche Fürsten zugegen. Jene fünf Churfürsten waren der von Mainz, Berthold, geborner Fürst von Henneberg; der von Trier, Johann II, geborner Markgraf von Baden; der von Köln, Hermann, geborner Landgraf von Hessen; der von der Pfalz, Philip, und der von Sachsen, Friedrich III. Von den übrigen Ständen waren ein Prälat, und sieben und sechzig Grafen und Herren persönlich zugegen. Gesandte hatten sich eingefunden vom Churfürsten von Brandenburg, von den übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten, und von vier und zwanzig Reichsstädten, unter deren Anzahl sich auch Bern, Straßburg und St. Gallen befanden. Von auswärtigen Staaten waren Gesandte an diese Reichsversammlung abgeordnet, von dem Könige von Spanien, von Frankreich, Ungarn und von Neapel; von den Herzogen von Mailand und von Savoyen, von dem Grafen von Montferrat und von der Republik Venedig [s]). Tritheim sagt, niemand hätte sich eines Reichstages erinnern können, dem so viele Deutsche Fürsten in Person beygewohnt hätten [t]).

den 26. März. Bey Eröffnung der Rathschlagungen fing Maximilian damit an, daß er seine späte Ankunft entschuldigte. Die Uebergabe der Regierung in den Niederlanden an seinen Sohn, Erzherzog Philip, und die Händel mit Karl von Egmond hätten ihn aufgehalten. Die Generalproposition, die er hierauf den Ständen machte, enthielt zwey Punkte. Der erste

s) Müller l. c. p. 202 seq.

t) Chron. Hirsaug. ad a. 1495.

erste betraf die Türken: Croatien hätte sich ihnen ergeben müssen; sie rüsteten sich zu neuen Unternehmungen, und auf eine fürchterlichere Art, als man je gehört hätte; ihre Absicht wäre auf des Römischen Königs Erblande und die benachbarten Gegenden gerichtet. Der zweyte Punkt betraf Italien: Dies Land überhaupt, insbesondre der Pabst, Florenz, Pisa und andre dem Reich unmittelbar unterworfene Orte wären von Frankreich sehr bedrängt und in dessen Gewalt; der König von Frankreich hätte durch die Einnahme von Bretagne einen solchen Zuwachs bekommen, daß er, wenn man gelassen zusehen wollte, der Deutschen Nation die Würde des Römischen Reichs entziehen und an sich bringen, und die Stände Deutscher Nation unterdrücken würde [u]). Die Unternehmungen des Königs von Frankreich in Italien geschehen so wenig mit Wissen Maximilians oder gutem Verständniß, wie einige zu denken schienen, daß er es vielmehr für ein wichtiges Uebel hielte, dem man begegnen müßte. Diese letztere Aeußerung in der Proposition sollte ein Gerücht widerlegen, das sich verbreitet hatte, als ob Maximilian mit Karl VIII. in gutem Vernehmen stünde. Da Herzog Ludwig Sforza den Französischen Monarchen zu dem Italienischen Feldzuge beredt, Maximilian aber Ludwigs Nichte geheirathet hatte; so war dadurch bey einigen die Vermuthung entstanden, als ob diese drey Prinzen alles unter sich verabredet hätten [x]).

In der vorläufigen Antwort der Stände am folgenden Tage wurde die Wichtigkeit dieser Punkte zugestanden. Da aber die Stände noch nicht alle erschienen, 27. März.

u) Müller l. c. p. 204. Datt de P. P. V. 7. p. 825.

x) Müller p. 262.

schienen, da sie zum Theil noch unterweges wären; so baten sie, vor der Ankunft der übrigen in Angelegenheiten von so großem Interesse für die Christenheit und für die Deutsche Nation, nichts zu beschließen. Wenn aber Se. Maj. ihnen vorläufig eröffnen wollte, auf was Weise und durch was für Mittel obigen Gefahren zu begegnen wäre, so wären sie bereit, darüber rathzuschlagen, damit die Sache gegen die Ankunft der übrigen vorbereitet wäre [y]).

Auf diese Erklärung der Stände erfolgte selbigen Tages die Specialproposition von Maximilian. Um die Gefahr abzuwenden, womit die Christenheit sowohl als das Reich von den Türken und Franzosen bedroht würde, müßten jetzt gleich hinlängliche Anstalten gemacht werden; es sey eine ziemliche eilende Hülfe nöthig. Diese würde aber fruchtlos seyn, wenn man nicht dafür sorgte, künftig beständig in guter Verfassung zu seyn, wenn nicht eine beständige währende Hülfe, wenigstens auf zehn oder zwölf Jahr veranstaltet würde. Wegen der Angelegenheiten des Reichs, wegen des innerlichen Friedens, wegen der Gesetze, wären Se. Maj. geneigt mit den Ständen zu überlegen, und gewisse Entschließungen zu nehmen, damit der Mangel daran nicht länger ein Hinderniß abgeben könnte, eine stattliche währende Hülfe, das ist eine stehende, hinlängliche Reichsarmee, oder die benöthigten Gelder eine solche Armee zu unterhalten, zu bekommen [z]).

Ohne Zweifel wünschten die Churfürsten und Fürsten, die Französische Uebermacht in Italien gebrochen zu sehen. So wenig wesentlichen Vortheil das Reich

y) Müller p. 206. Datt l. c. p. 826.

z) Müller p. 263.

Reich bis dahin von seiner Lehnsherrlichkeit über verschiedne Italienische Staaten gezogen hatte; so erforderte doch wenigstens die Ehre, sie nicht freywillig fahren zu lassen. Mancher mochte sich auch den Fall noch als möglich vorstellen, daß das Reich über diese Staaten als erledigte Lehne disponiren, sie etwa durch Statthalter regieren lassen und große Einkünfte daraus ziehen würde. Die Churfürsten und Fürsten beschlossen, eine tapfere, währende Hülfe wäre nöthig, oder welches einerley ist, eine hinlängliche stehende Armee müßte errichtet werden; darzu müßte jeder seinen Beytrag thun, ohne jemand auszunehmen. Um aber hierüber etwas zu beschließen, und wie die Sache einzurichten sey, darüber müßte die Ankunft aller Stände abgewartet werden [a]). Diesen Entschluß theilten sie den Städten mit. 28. März.

Die Städte, die nicht glaubten, daß die Nation in Gefahr wäre, wenn das Reich auch einige Vasallen in Italien weniger hätte; die sich schon seit geraumer Zeit in ihren Maasregeln von Rechtsgelehrten leiten ließen, beschlossen unter sich, den Churfürsten und Fürsten zu antworten, daß deren Meinung zwar weislich und wohl überlegt wäre, daß aber von zu wenig Städten Abgeordnete zugegen wären, als daß sie etwas beschließen könnten; vielmehr müßten sie verlangen, daß nichts beschlossen würde, bevor nicht den Beschwerden einer jeden Stadt abgeholfen wäre, endlich warnten sie, man möchte sich nicht zu ewigem Tribut, noch Servitut verführen lassen [b]). 30. März.

 Allein

a) Müller p. 309.

b) Müller p. 310. Datt l. c. p. 827.

Allein eh die Städte diese Antwort überlieferten, gab die ganze Versammlung dem Neapolitanischen Gesandten Audienz, und nach derselben zeigte der Churfürst von Mainz an, der Römische König habe Nachricht bekommen, daß der König von Frankreich auf dem Rückwege von Neapel nach Rom begriffen wäre; daß er damit umginge, sich dieser Stadt zu bemächtigen; der Pabst habe daher schriftlich um vier tausend Mann Hülfsvölker gebeten; Se. Majestät erwarte hierüber die Antwort der Versammlung [c]).

Der damalige Pabst, Alexander VI. war in ganz Italien wegen seiner öffentlichen Ausschweifungen, wegen seiner Habsucht, wegen seiner Treulosigkeit, kurz als ein Mann ohne Rechtschaffenheit, ohne Ehre, ohne Treue und Glauben, als der ruchloseste Bösewicht hinlänglich bekannt. In Deutschland dachte man sich bey dem Namen Pabst noch nichts anders als den heiligen Vater, für den jeder rechtschaffene Christ sich aufopfern müßte. Die Lust zu einer solchen Aufopferung hatte zwar eigentlich niemand mehr; aber wer hätte dies laut gestehen dürfen? Dem heiligen Vater in solchen Bedrängnissen nicht helfen zu wollen, wer hätte es gewagt, diesen Gedanken auch nur vermuthen zu lassen? Diese Anzeige des Churfürsten von Mainz hatte die Wirkung, daß die Churfürsten und Fürsten, die sich in ihren Rathschlagungen damals nicht trennten, einen allgemeinen Entschluß der Versammlung entwarfen. Er lautete dahin, in Betreff des Antrags der vier tausend Mann Hülfstruppen zur Erhaltung und Vertheidigung der Stadt Rom wider Frankreich, wären die Stände als gehorsame Glieder des Reichs dazu ganz willig. Aber zu

31. März.

c) Müller p. 299.

zu dem Ende müßte eine allgemeine Auflage durch das ganze Reich gemacht werden, wozu die Einwilligung aller noch abwesenden Stände nöthig wäre; die jetzt versammelten könnten es nicht allein auf sich nehmen; seine Majestät möchten daher verfügen, daß auch die andern Stände nicht länger ausblieben [d]). Diesen Entschluß theilten sie den Städten mit, die nun, statt obige Antwort zu übergeben, den Churfürsten und Fürsten in Ansehung dieses Punkts der dem Pabst zu leistenden Hülfe beytraten, jedoch den abwesenden Städten unbeschadet.

Indessen waren neue Nachrichten aus Italien eingegangen. Den König von Frankreich begleitete auf seinem Italienischen Feldzuge sein Vetter, Herzog Ludwig von Orleans, der in der Folge unter dem Namen Ludwig XII. den Thron bestieg. Dieser hatte Ansprüche an das Herzogthum Mailand, davon weiter unten umständlich zu gedenken seyn wird. Ludwig Sforza befürchtete, daß der König von Frankreich sich würde bereden lassen, die Ansprüche seines Vetters durch die Waffen gelten zu machen; er hatte um so viel mehr Ursache dieses zu fürchten, da er durch seinen Beytritt zu dem Venetianischen Bündniß sich natürlicherweise die Ahndung des Königs von Frankreich zuziehen mußte, indem dieser durch jenes Bündniß genöthiget wurde, Neapel eben so schnell zu verlassen, als er es erobert hatte. Maximilian ließ den versammelten Ständen die Gefahr vorstellen, worin sich der Herzog von Mailand befände; zeigte an, daß der Herzog Hülfe vom Reiche verlange; und bat, daß die Stände ihm rathen und helfen mögten, diesem Vasallen und Bundesgenossen des Reichs unverzüglich bey- 24. Apr.

d) Müller p. 310.

beyzustehen [e]). Als ein Bundesgenosse des Reichs konnte Ludwig Sforza aus dem Grunde betrachtet werden, weil er ein Hauptttheilnehmer an dem Venetianischen Bündniß war, das Maximilian als Römischer König, in Namen des Reichs geschlossen hatte.

Diese Lage der Sache, dieses dringende Anhalten um Hülfe vom Reiche, schien einigen Ständen der günstige Zeitpunkt zu seyn, eine Sache auszuführen, die so oft vergeblich versucht war.

Wegen dieser für den Herzog von Mailand verlangten Hülfe rathschlagten die Churfürsten besonders und die Fürsten besonders, und so auch die Abgeordneten der Städte. Die einmüthig beschlossene Antwort wurde den königlichen Räthen, dem Grafen von Anhalt, dem Grafen Philip von Nassau, dem Veit von Wolkenstein, und Heinrich von Brüschenk in Gegenwart der ganzen Versammlung vorgelesen. Sie war des Inhalts, es müsse die Ankunft der noch nicht angelangten Städte abgewartet werden: es sey aber nöthig, zuvor beständiges Gericht, Frieden und Recht anzuordnen: dadurch allein könnte währende Hülfe durch das Reich bewirkt und erhalten werden, sonst sey nicht daran zu denken, daß sie Hülfe thun oder aufbringen mögten [f]).

So wie jede Gesellschaft, wenn sie auch aus den freyesten Mitgliedern auf der Welt besteht, sich gewisse Gesetze vorschreiben und solche beobachten muß, wenn sie gewisse ihr angelegene Zwecke auf gemeinschaftliche Kosten erhalten will, so war es unwidersprechlich, daß bey der bisherigen Verfassung des Reichs,

e) Müller l. c. p. 308.

f) Müller l. c. p. 312.

Reichs, da jedes Mitglied nach eigener Willkühr handelte, an keine so genannte währende Hülfe zu denken war, die doch Maximilian jetzt so sehr wünschte, um die Bedingungen des Venetianischen Bündnisses zu erfüllen, seine Absichten gegen die Türken auszuführen und überhaupt das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, das in und außer Deutschland so sehr gefallen war.

Er sah daher die Nothwendigkeit ein, dem Verlangen der Stände zu willfahren, und da er Nachricht aus Italien bekommen hatte, daß die Mailändische Stadt Aßi von dem Herzoge von Orleans belagert wurde, so begab er sich selbst in die Versammlung der Stände, ihnen dieses anzuzeigen, und ihnen vorzustellen, wie die Hülfe, die man doch dem Herzoge von Mailand leisten sollte, keinen längern Aufschub litte. Zugleich erklärte er ihnen, daß er sich das, was die Stände wegen Handhabung des Friedens und Rechts und wegen einer Reichsordnung vorgeschlagen hätten, gefallen ließe und willens wäre, davon zu handeln [g]). 27. Apr.

Also war man auf allen Seiten bereit, die Quellen zu verstopfen, aus denen bisher so viele Uebel für das Reich entsprungen waren. Um den Befehdungen ein Ende zu machen, durch die die Nation ihre eigene Kräfte zu ihrer eigenen Zerstörung anwandte, sah man ein, daß die sämtlichen Mitglieder des Deutschen Staatskörpers sich zweckmäßigen, unter einander verabredeten, und mit der gehörigen Sanktion versehenen Gesetzen unterwerfen müßten. Man erkannte, daß die höchste Gerichtsbarkeit bis dahin so schwach, so unvollkommen gewesen war, daß ihre Wirkungen eben so unbedeutend waren, als ob sie

g) Müller l. c. p. 313.

gar nicht existirt hätte. Um der Ohnmacht abzuhelfen, worin eine so starke, aber so sehr zertheilte Nation sich befand, so oft sie gegen benachbarte Völker agiren sollte, war man von der Nothwendigkeit überzeugt, daß die verhältnißmäßigen Verpflichtungen der sämtlichen Mitglieder, ihre Kräfte zur gemeinschaftlichen Vertheidigung beyzutragen, bestimmt werden müßten. Endlich erkannte man, daß die vielen und wichtigen Angelegenheiten eines so großen Staatskörpers in den so oft ausgesetzten, so oft abgebrochenen Versammlungen seiner Mitglieder, die so selten alle, so selten zu rechter Zeit erschienen, nicht gehörig könnten behandelt werden; daß dergleichen Geschäfte die ununterbrochene Aufmerksamkeit gewisser eigens dazu gesetzter wohlunterrichteter Personen erforderte. In dieser Ueberzeugung also machten die Churfürsten und die Fürsten einen Ausschuß, wozu sie den Markgrafen von Brandenburg, den Bischof von Chur, den Grafen Jörg von Henneberg, den deutschen Comthur, und den Grafen Haug von Werdenberg erwählten. Diese faßten in verschiedenen Sizzungen ein Gutachten ab, nach welchem es nöthig wäre 1) einen beständigen Landfrieden zu errichten, 2) einen besondern Reichsrath anzuordnen, und 3) eine währende Hülfe wider die Türken einzurichten. Sie machten zugleich die nöthigen Entwürfe, wie diese drey Dinge zu erlangen wären. Dies Gutachten nebst den Entwürfen wurden von den Churfürsten und Fürsten genehmiget, und Maximilianen mitgetheilt. Er erklärte sich geneigt alles zuzulassen, was zu Nutzen und Ehre des Reichs und zur Handhabung Friedens und Rechts gereichen könnte, jedoch seinen obrigkeitlichen Rechten, als Oberhaupt des Reichs, unbeschadet, [h]).

h) Müller ib.

Einige Tage nach dieser Erklärung ließ Maximilian der Versammlung durch seine Räthe anzeigen, daß es nunmehr gewiß wäre, daß Frankreich sich des Herzogthums Mailand bemächtigen wolle. Jeder könne ermessen, wie nachtheilig es dem Reiche seyn würde, wenn ihm Frankreich dieses Herzogthum abdränge und sich so weit auf der Deutschen Gränze ausdehnte. Besser wäre es, die Uebermacht dieses mächtigen Nachbarn in der Ferne abzuhalten, als sie in der Nähe zu erwarten. Auch könnte es mit der Ehre nicht bestehen, einen Vasallen des Reichs hülflos zu lassen. Se. Maj. verlangten daher zu wissen, was über die Sache verhandelt wäre. Noch dringender lauteten die Nachrichten, die einige Tage später einliefen. Maximilian begab sich selbst in die Versammlung, der sein Rath, Veit von Wolkenstein, in seinem Namen alle die Neuigkeiten mittheilte, die sie zu eben so geschwinden als kräftigen Entschließung hätten bewegen müssen, wenn sie die Wichtigkeit der Italienischen Angelegenheiten so lebhaft, wie Maximilian empfunden hätten. Der Pabst wäre auf die Annäherung des Königs von Frankreich aus Rom geflohen, der heilige Vater hätte sich nicht sicher geglaubt. Dies hatte er selbst dem Römischen Könige geschrieben. Der König von Frankreich nahm seinen Marsch auf Mailand, in das der Herzog von Orleans aus Frankreich schon eingerückt war. Dies Herzogthum war also von zwey Seiten in Gefahr. Dies hatte Ludwig Sforza berichtet und die bundesmäßige Hülfe verlangt. Diese Umstände, stellte Maximilian vor, wären so beschaffen, daß die Hülfe, wenn man helfen wollte, keinen Verzug litte. Und helfen müßte man, wenn man Italien retten wollte. Mailand wäre der Schlüssel zu diesem Lande, und Frankreich wäre im Begriff,

7. May.

14. May.

sich

sich desselben zu bemächtigen. Se. Maj. begehrte, daß man sich unverzüglich zu einer Antwort entschliessen möchte [i]).

Wenn man nach dem Erfolge urtheilen darf, so waren entweder die Stände von nichts weniger überhaupt, als von der Wichtigkeit der lehnsherrlichen Rechte des Reichs über jene Italienische Staaten, die es so offenbar in Gefahr war zu verlieren, oder ihr diesmaliges Betragen war ein neuer Beweis, daß die Natur und Beschaffenheit eines so zusammengesetzten Staatskörpers, wie der Deutsche, ihn zu allen Arten von auswärtigen Erwerbungen völlig unfähig macht.

Noch denselben Abend antworteten die Churfürsten und Fürsten, es sey eine große und schwere Sache, die von ihnen verlangt würde. Ohne Zweifel hätte Se. Maj. bedacht, was zu thun wäre. Sie möchte ihre Gedanken Churfürsten und Fürsten eröffnen, die gern hören, fördern, helfen, rathen und handeln wollten. Maximilian schlug vor, er selbst wollte funfzigtausend Gulden durch eine Anleihe aufzubringen suchen; auf eben die Weise sollten die Städte hunderttausend herbeyschaffen, und zwar binnen sechs Wochen, um die nöthigen Völker zu werben.

18. May. Die Churfürsten und Fürsten beschlossen nach einigen Tagen eine Antwort auf diesen Vorschlag. Sie ließen selbige den Abgeordneten der Städte in der Versammlung vorlesen, und diese, nachdem sie eine Unterredung unter sich gehalten, erklärten schriftlich ihren Beytritt. Die Antwort wurde darauf im Namen der ganzen Versammlung übergeben, des Inhalts, dem Vorschlag der Anleihe von hunderttausend Gulden

i) Müller p. 314. u. f.

den wurde Beyfall gegeben, wenn Se. Maj. dafür hielte, daß damit Mailands Rettung zur Ehre und zum Vortheil des Reichs beschafft werden könnte; jedoch mit hinzugefügten Bedingungen, daß durch das ganze Reich ein gewisser Anschlag gemacht würde, die Summe denen, die sie zuerst hergäben, zu erstatten; daß redliche Personen zur Einnehmung und zur Ausgabe verordnet würden und endlich, daß dieß Geld zu keinem andern, als dem bestimmten Behuf angewandt würde. 2) Sie beschwerten sich, daß wichtige Sachen (darunter verstanden sie die Entwürfe wegen eines beständigen Landfriedens und wegen einer neuen gerichtlichen Verfassung) gewöhnlich langsam und spät vorgenommen und behandelt würden; daß man immer mit Anträgen wegen eilender Hülfe den Anfang mache; 3) sie klagten, daß nicht zwey Theile des Reichs mehr in Sr. Maj. Gewalt und in ihrer alten Verknüpfung mit dem Reiche wären, (sie verstanden unter den vom Reich abgekommenen Theilen, wie es in einigen auf diesem Reichstage gemachten Entwürfen erklärt wird, Italien, das Königreich Arelat, Frießland und die Eidgenossen); daher läge die ganze Last auf den übrigen Theilen; es müßte dafür gesorgt werden, daß die, die sich dem Reich entzogen, oder die sich weigerten, ihren Antheil zu den öffentlichen Lasten beyzutragen, gehalten würden, ihre Pflichten, gleich den übrigen zu erfüllen. 4) Es sey eine allgemeine Rede, der Herzog von Mailand selbst habe den König von Frankreich zu dem Feldzuge in Italien beredt, habe ihm allen Vorschub dazu gethan, Geld dazu hergegeben: er also habe dem Reiche die jetzige Last zugezogen; 5) dieser verlangten eilenden Hülfe wegen sey die Absicht des Tages verloren; sey der Tag zerrüttet. Oftmals wäre eilende Hülfe begehrt, bewilligt, das Geld dazu hergegeben, aber

aber wenig Nutzen damit geschafft worden. Wenn die Sache abermals diesen Ausgang nehmen sollte, so könnte man vorhersehn, daß viel Unzufriedenheit, daß Trennungen unter den Ständen entstehen würden. 6) Die Anleihe der hunderttausend Gulden wurde nochmals bewilligt, doch unter der Bedingung, daß Se. Maj. von diesem Tage nicht abschieden, ohne zuvor Friede, Recht, währende Hülfe und hinlängliche Ordnung verfaßt, geordnet und aufgerichtet zu haben [k]).

19. May. Maximilian ließ anfangs, als ihm diese Antwort übergeben wurde, nicht die geringste Empfindlichkeit über die darin enthaltenen ungerechten Klagen merken. Vielmehr erklärte er mit dem Vorschlage wegen der Anleihe zufrieden zu seyn; er wollte die Personen oder Communen nennen, die den Vorschuß thun sollten; übrigens sähe er gern, daß die Versammlung nicht still stünde, sondern fortführe über alles, was sie in Vorschlag gebracht, wegen eines Landfriedens und andrer heilsamen Einrichtungen, zu rathschlagen und Entwürfe zu machen, über die er alsdenn seine Meinung eröffnen wollte; die Sache würde vielleicht dadurch befördert werden, daß ein Ausschuß aus allen Ständen gemacht würde, mit dem er, der König, darüber handeln könnte.

Aber einige Tage nachher ließ Maximilian der Versammlung eine schriftliche Antwort übergeben, worin er sich über das Ungerechte und Widersprechende jener Klagen der Stände beschwerte. Selbst aus ihrem jetzigen Betragen sey klar, daß die Verzögerungen nicht an ihm lägen; Er hätte den Reichstag nicht

k) Müller l. c. p. 319. seq.

nicht zu spät eröffnet, (Maximilian hätte hinzusetzen können, daß bey dem ersten Reichstag, den er hielt, ihm Vorwürfe über die Fruchtlosigkeit ehemaliger Reichstage zu machen, eine eben so ungerechte als unüberlegte Beschuldigung war); des Reichs Abnahme könnte ihm nicht beygemessen werden; sein Bestreben und seine Gedanken gingen dahin, das Reich bey seiner Würde zu erhalten, und das davon Abgekommene wieder zu erwerben; (es scheint, er hätte diesen Punkt mit dem größten Recht von der Welt in noch stärkeres Licht setzen und den Ständen zeigen können, wie sonderbar es von ihnen war, ihm bey dem Antritt seiner Regierung, da sein erstes Geschäfte war, die Italienischen Vasallen in der Abhängigkeit vom Reiche zu erhalten, so ungern, so langsam eine höchstunbedeutende Unterstützung zu dieser Absicht zu bewilligen und ihm zu gleicher Zeit den Verlust Italiens zuzuschreiben); was die Klagen anbeträfe, wegen der Anwendung der bewilligten Gelder zu andern Zwecken, als wozu sie bestimmt gewesen, so hätte man seine Ehre nicht so sehr, durch ein so ungegründetes Mistrauen beleidigen sollen. In Ansehung der zu machenden Einrichtungen wegen eines beständigen Landfriedens, wegen der Ordnung, wegen der währenden Hülfe sey er geneigt, sie zu befördern und sey nie anders Willens gewesen. Uebrigens schlug Maximilian in dieser Antwort noch vor, die hunderttausend Gulden lieber durch eine allgemeine Contribution, als durch eine Anleihe, aufzubringen, und die Summe nur noch mit funfzigtausend Gulden zu vermehren [l]).

Die Churfürsten und Fürsten ließen hierauf durch Abgeordnete erwiedern, daß ihre Absicht nicht gewe- 4. Jun.

l) Müller p. 321.

gewesen sey, Sr. Maj. Ehre zu beleidigen, noch Mistrauen gegen dieselbe zu äußern; die vorgeschlagene Anleihe sey einer Contribution vorzuziehen; zur Wiederbezahlung aber der angeliehenen Summe müsse eine allgemeine Contribution gemacht werden. Se. Maj. möchte indessen nur einen Hauptmann des vorzunehmenden Zuges ernennen; die Erhöhung aber der bewilligten Summe mit funfzigtausend Gulden sey nicht anzunehmen.

Hundert und funfzigtausend Gulden waren also die ganze Summe, die die Stände hergeben wollten, Italien wieder an das Reich zu bringen, dessen Verlust sie so hoch angerechnet und dem Kaiser zur Last gelegt hatten; das sie nicht behaupten konnten, ohne mit Frankreich in Krieg zu gerathen. Hundert und funfzigtausend Gulden war nach ihrem Urtheil alles, was die Kräfte des gesammten Reichs vermogten, funfzig tausend mehr würden sie schon erschöpft haben, zu einer Zeit, da der Herzog von Mailand Maximilianen monatlich zwanzigtausend Ducaten Subsidien bezahlte. Es wäre zu wünschen, daß man einige Nachricht hätte, wie hoch man wohl die Kosten eines solchen Feldzuges, als Maximilian jetzt mit Einwilligung der Stände unternehmen sollte, und wozu sie ihm schon riethen, einen Feldhauptmann zu ernennen, berechnet habe, um zu sehen, was sich mit hundert und funfzigtausend Gulden hätte ausrichten lassen. Um diese Zeit war der gewöhnliche Sold eines Infanteristen ein Gulden monatlich, der eines Cavalleristen acht oder zehn [m]). Die Hülfe, wozu sich Maxi-

m) Fugger V. 14. p. 1271. S. unten den Inhalt des Bündnisses Maximilians und seines Sohns mit dem Herzoge von Jülich und von Cleve, unter den Begebenheiten des Jahres 1495.

Maximilian, so wie jeder der übrigen Contrahenten, des Venetianischen Bündnisses, ausgenommen der Pabst, anheischig gemacht hatten, sollte aus achttausend Mann Reuter, und viertausend Mann Fußvolk bestehen n); hundert und funfzig tausend Gulden, reichten eben hin, diese Mannschaft zwey Monate zu besolden.

Um die Anleihe, wodurch man diese Summe aufbringen wollte, zu reguliren, ernannten die Churfürsten und Fürsten dreyzehn Deputirte aus ihrem Mittel, und verlangten von den Abgeordneten der Städte, daß auch diese einige aus ihrem Mittel dazu ernennen sollten. Diese rathschlagten unter sich, und die Wahl fiel auf den Gesandten der Stadt Köln, und auf den der Stadt Augsburg. Anfangs weigerten sich diese beyden; sie würden, fürchteten sie, doch nur Undank verdienen; sie würden sich am Ende doch nur Vorwürfen ausgesetzt sehen, als ob sie Dinge zum Nachtheil der Städte hätten geschehen lassen. Doch sie ließen sich überzeugen, daß es doch nützlich, gut und auch noth wäre, daß auch die Städte ihre Deputirten bey der Einrichtung dieser Sache hätten; denn, wenn sie auch nicht dabey wären, würde die Anlage doch nicht unterbleiben. Hingegen würde es doch Aufsehen machen; es würde den Städten rühmlich seyn, daß auch die ihrigen bey dieser Sache zugegen gewesen; und wenn künftig mehr dergleichen Verhandlungen vorkommen sollten, so würde man der Städte desto minder dabey entbehren können, wie bis dahin zu Zeiten geschehen wäre. Die Gesandten der genannten beyden Städte sperrten sich also nicht länger o). 5. Jun.

Funf-

n) Müller p. 295.

o) Idem p. 333.

Funfzehn Deputirte also, worunter der Churfürst von Mainz war, fingen an über die Repartition der Anleihe rathzuschlagen. Maximilian sandte ihnen ein Verzeichniß von hundert Personen und Communen, von denen man, nach seiner Meynung, den Vorschuß verlangen sollte. Darunter waren die Gesellschaften im Reiche zu einer beträchtlichen Summe angesetzt. Die Frage entstand, was für Gesellschaften gemeynt würden: ob diejenige, in die in verschiedenen Gegenden die Ritter sich vereinigt hätten? z. E. die von St. Georgen Schilde; die von Falken; u. s. w. oder die Gesellschaften der Kaufleute. Auf geschehene Erkundigung erfuhr man, daß von den Kaufleuten die Rede wäre. Hierauf machten die Deputirten der Städte große Einwendungen. Diese Zumuthung wäre unziehmlich, ungleich, unleidenlich und keineswegs zu thun; denn was Kaufleute Gesellschaften nenneten, wären keine Gesellschaften in dem Sinne, daß sie solche Lasten tragen könnten; was eine Gesellschaft unter Kaufleuten hieße, bestände oft nur aus Vater und Sohn, oder aus Brüdern, die Einen Handel führten; sie baten und begehrten, die Dinge gnädiglicher und baß zu bedenken, und gleichmäßig in die Sache zu sehen. In jenem Verzeichniß waren die Städte auf den dritten Theil der ganzen Summe angeschlagen; sie wurden auf beynahe den vierten Theil, auf vier und zwanzig tausend und fünfhundert Gulden herabgesetzt [p]).

Indem die Deputirten noch mit der Regulirung dieser Sache beschäftigt waren, kam ein Courier aus Italien mit Briefen von Ludwig Sforza, an Maximilian

p) Datt l. c. p. 526. Müller p. 334.

lian und an jeden Churfürsten insbesondre, mit neuen Nachrichten von der mißlichen Lage, worin er sich wegen der anrückenden Französischen Macht befände; diese wäre nun schon aus Neapel durch den Kirchenstaat bis Florenz heraufgekommen. Maximilian bediente sich dieser Gelegenheit, der Versammlung durch seine Räthe vorstellen zu lassen, wie schädlich es für das Reich seyn würde, Frankreich Mailand erobern zu lassen; das dadurch ein zu naher Nachbar auf dieser Seite von Deutschland, das dadurch Meister von den Gebürgen und von der Etsch werden würde: er verlangte also, man sollte nicht nur die hunderttausend Gulden unverzüglich aufbringen, sondern auch, da dieses wenig gegen die große Uebermacht der Franzosen helfen konnte, einen Anschlag zu einer stärkern Hülfe machen; der Schwäbische Bund, als der am nächsten gelegen, sollte seine Kriegsvölker sogleich zu Mailands Rettung marschiren lassen, und weil auch diese noch nicht hinlänglich, sollten die Churfürsten und Fürsten, so wie sie vermöchten, jeder zweyhundert, hundert und funfzig, hundert oder auch nur funfzig Reisige stellen; dieß wäre so viel nöthiger, da die Rede ginge, daß die Franzosen sich auch stark in Champagne rüsteten, so daß, wenn sie von Mailand aus, falls sie dieses eroberten, und zugleich von der Seite von Champagne in Deutschland einbrächen, die Deutschen einen harten Stand bekommen würden. Se. Maj. erwartete hierüber solche Entschließung der Stände, wie der Ehre und dem Vortheil des Reichs und der Nation angemessen wäre. Dagegen wollte auch Se. Maj. ihren Eifer beständig erkennen, und nie vergessen. „Es hätte auch Se. königl. Maj. für „sich genommen die angegebene Ordnung, Recht und „Friede berührend, und darüber gesessen, zweene „Tage von Morgens acht Uhr, bis Abends zu der-

„selben Stund und darunter nur seine Mahlzeit ge„nommen; wollte auch unterstehen, solches weiter zu „betrachten, und in zwey Tagen zu enden, und die „Sache dermaßen zu gründen, stellen und ordnen, „mit Rath der Stände des Reichs, dabey man möch„te spüren und abnehmen, daß Se. königl. Maj. al„ler Ehrbarkeit, Friede, Recht und guter Ordnung „geneigt, auch anzustellen, zu halten und zu hand„haben, ganz willig und bereit wäre“ q).

Diese Vorstellungen machten nicht den geringsten Eindruck. Frankreich hatte dafür gesorgt. Es hatte Gesandte auf den Reichstag geschickt, die den Ständen versicherten, daß Frankreich gar nicht feindlich gegen das Reich gesinnet wäre, und nichts zu dessen Nachtheil vorhätte. Die Stände glaubten dieß und antworteten Maximilian noch am selbigen Tage, sie wären berufen, Beschwerden und Bedürfnissen des Reichs abzuhelfen; sie hätten ein Verzeichniß davon übergeben und gebeten, diese Sachen vorzunehmen; sie hätten hundert tausend Gulden bewilligt und sich bereit erklärt, auch zu währender Hülfe Einrichtungen zu machen; aber vorerst könnten sie nichts mehr geben, als die einmal bewilligte Summe, bis wegen Friedens und Ordnung etwas beschlossen wäre; daß mit dem Schwäbischen Bunde gehandelt werden sollte, oder daß die Churfürsten und Fürsten Truppen hergeben sollten, darin möchte wohl etwas gesäumet werden; dem Herzoge von Mailand zu Hülfe zu ziehen, dünkte sie nicht noth zu seyn; und da der König von Frankreich hier Botschaft zu diesem Tage gesandt hätte, die sich merken ließen, daß ihr Herr weder wider den heiligen Vater, noch wider den Römi-

q) Müller p. 384 seq.

Römischen König, noch wider das Reich, noch wider die Deutsche Nation handeln wollte; so wären sie der Meynung, eine trefliche Botschaft an den König von Frankreich zu senden; die ihn um sein Vornehmen befragen sollte [r]).

Dieser Vorschlag wegen einer Gesandtschaft und das Vertrauen, das die Stände auf die Versicherung der Französischen Gesandten setzten, hatten Maximilians Beyfall nicht. Er sagte, „männiglich soll der „Franzosen Gewohnheit merken; sie singen höher, „denn genotirt ist; sie lesen anders, denn geschrieben „ist; sie reden anders, denn ihnen im Herzen ist [s]). Dennoch wurde beschlossen, eine Gesandtschaft im Namen der versammelten Stände abzuordnen, mit der Instruktion, dem König von Frankreich vorzustellen, wie es den Anschein hätte, daß er damit umginge, die Kaiserkrone zu erlangen, und der Deutschen Nation die Ehre und Würde und die Rechte zu entziehen, die ihre Vorvorden seit viel hundert Jahren auf sie gebracht; ferner die dem Reich unmittelbar zugehörigen Städte unter seine Gewalt zu bringen; diese Städte und andre, die dem heiligen Vater zugehörten, hätten durch Beschatzung und anders unziemliches Vornehmen viel Beschwerden und Schaden von ihm erlitten; zwischen dem Römischen Reiche Deutscher Nation und Frankreich wäre von langen Zeiten her, eine erbliche Einung und Vertrag bestanden, den auch Se. Gnaden bey dem Antritt seiner Regierung gewöhnlichermaßen öffentlich angenommen, und zu halten versprochen hätte; sie hofften daher, er würde in die Fußtapfen seiner Vorgänger treten,

r) Müller p. 350.

s) Idem p. 351. Datt p. 528.

treten, diese Einung und Vertrag seines Theils halten und vollziehen, und folglich dem heiligen Vater und seinen Städten und Plätzen, den Städten Florenz, Pisa und andern keinen Schaden zufügen, damit sie nicht, auf deren Ersuchen und Anfordern genöthigt würden, sich derselben gegen ihn anzunehmen. Die Absendung dieser Gesandschaft sollte, noch eh sie abging, dem Könige von Frankreich durch einen Courier angekündigt werden [t]).

Indessen war die Anleihe regulirt. Etwas Geld kam ein von den Churfürsten und Fürsten. Aber die Städte zögerten. Sie wollten erst sehen, ob alles, was wegen Handhabung öffentlicher Gerechtigkeit und Ruhe versprochen war, zur Richtigkeit kommen würde. Ihnen war ohne Zweifel am meisten daran gelegen. Weil aber darüber die Zeit hinging und eine schlimme Post nach der andern aus Italien einlief, so wurden die Abgeordneten der Städte an
25 Jun. den Hof gefodert, wo ihnen die königlichen Räthe erklärten, es wären nun vierzehn Wochen seit der Ankunft Sr. Maj. vergangen; die Churfürsten und Fürsten hätten eine beträchtliche Summe ihres Antheils zu der bewilligten Summe entrichtet, aber die Städte noch nicht; den entlegnen Städten, den Hansestädten, wie man sie nannte, wären zwar sechs Wochen Frist gegeben; die Meynung aber wäre gewesen, daß die näher gelegenen ihre Gelder zur Stunde einsenden sollten; wenn sie gerade bis zu dem letzten Tage der sechs Wochen warten wollten, würde gar zu viel Zeit verloren gehen. Die Gesandten versicherten, daß es nicht an der Willigkeit der Städte läge, dem verabredeten Schlusse nachzukommen [u]).

Ohn-

t) Müller p. 352.
u) Idem p. 356.

Ohnerachtet die königlichen Räthe gegen die Gesandten der Städte rühmten, daß die Churfürsten und Fürsten sich schon mit einer beträchtlichen Summe eingefunden hätten, so war doch aus dieser gerühmten Quelle nicht mehr als sechstausend Gulden eingeflossen, und die waren auch gleich an einige Hauptleute ausgezahlt, um Kriegsvolk dafür anzuwerben [v]). Maximilian wandte sich daher an die Churfürsten und Fürsten, sie zu bewegen, nicht allein ihren Antheil völlig abzutragen, sondern auch den Städten zuzureden, daß sie mit Einsendung der Gelder eilen möchten. Der Churfürst von Mainz und Herzog Albrecht von Sachsen, der sich auf das Commando der großen stehenden Armee Rechnung machte, von deren Einrichtung unter dem Namen der währenden Hülfe damals so viel gesprochen wurde, nahmen daher die Gesandten der Städte vor. Diese wollten sich aber zu nichts anders verstehen, als daß sie sich erboten, selbst heimzureiten, und ihren Freunden die große Noth in Italien zu berichten, ob dieß sie vielleicht bewegen würde, Geld herzugeben; doch hofften sie, daß indessen die Punkte wegen des Friedens, Rechts und Ordnung auch würden verabredetermaaßen ausgeführt werden; denn nur unter der Bedingung wäre die Hülfe versprochen. Die königlichen Räthe erwiederten: sie sollten nicht heimreiten, sondern heimschreiben; oder wenn von einer Stadt zwey Gesandte da wären, so könnte der eine allenfalls die Reise thun; denn daß beyde gingen, würde nicht im Guten bemerkt, sondern angesehen werden, als ob sie dem Tage einen Aufbruch machen wollten; und sie möchten bedenken, ob es ihnen lieb wäre, wenn in ihrer Abwesenheit von Friede, Recht und Ordnung gehandelt

 würde,

v) Müller p. 358.

würde. Um die Städte, die man für sehr reich hielt, durch Vorhaltung dessen, was andere Handelsstädte vermöchten, aufzumuntern, fügten die Räthe hinzu, die Stadt Venedig (die man bloß als eine Handelsstadt ansah) hätte fünf und zwanzig tausend Gulden darzuleihen versprochen; eine gleiche Zusage hätte man auch von dem Herzoge von Mailand.

26. Jun. Des folgenden Tages rathschlagten die Gesandten der Städte unter einander. Sie waren in Verlegenheit. Nach ihrer Instruction glaubten sie nichts versprechen zu können, ohne sich von ihren Freunden Vorwürfe und Unwillen zuzuziehen; die Angelegenheiten aber des Reichs hielten sie in der That für dringend. Um also aus zwey Uebeln das geringere zu wählen, urtheilten sie, ihre Freunde würden, auf Bericht von der Lage der Sachen, lieber die ihnen auferlegte Summe, wenn sie auch verloren wäre, wagen, als sich zu schulden kommen lassen, daß eine Sache, auf der die Genesung oder das Verderbniß der Deutschen Nation beruhte, nicht zu Stande käme. Sie beschlossen also, den Churfürsten und Fürsten zu antworten, daß sie ihren Freunden schreiben wollten, die Gelder aufs förderlichste abzusenden; sie wiederholten aber, daß sie sich darauf verließen, daß die Verabredungen wegen Friedens, Rechts und Ordnung auch würden gehalten werden, als welches die Bedingung wäre, unter welcher allein die Gelder versprochen wären w). Man sieht also, wie sehr die eifrige Betreibung der Städte die Errichtung des beständigen Landfriedens und des Kammergerichts befördert hat.

Diese

w) Müller p. 361.

Diese Antwort nahm der Churfürst von Mainz sehr gnädig auf. Sie thäten daran sehr wohl und weislich; es könnte und wollte dießmal nicht anders seyn: viele Fürsten hätten schon beträchtliche Summen eingeliefert, man könnte doch auch hoffen, daß wenn der König von Frankreich und die Wesen (die Republiken) in Italien vernähmen und sähen, daß man Ernst zu dem Dinge thäte, sie Abscheu daran empfahen würden; es wären auch schon etliche aus den Churfürsten, Fürsten und andern Ständen dazu verordnet, die schon einige Tage gesessen hätten, um über die Entwürfe Friedens, Rechtes und Ordnung rathzuschlagen, die des Königs Majestät übergeben wären.

Noch mancher Versuch wurde von den kaiserlichen Räthen gemacht, die Einwilligung der Versammlung bald zu einer beträchtlichern, bald zu einer geschwindern Hülfe zu erhalten. Allemal vergeblich. Sie verlangten im Namen des Kaisers, daß zwanzig tausend Mann vom Reiche sollten gestellt werden. Sie hatten deswegen eine lange Unterredung mit den Churfürsten und Fürsten. Diese gaben die trockne Antwort: „es möchte nicht seyn; sie könnten darauf 4. Aug.
„nicht Antwort geben, die andern Stücke des Frie„dens, Rechtens und Handhabung desselben wären „denn ganz geendigt“ x).

Hierauf ließ Maximilian noch am nämlichen Tage Nachmittags die Stände zusammen berufen, begab sich persönlich in die Versammlung, und ließ durch Veit von Wolkenstein seine Einwilligung zu dem Landfrieden und zu einem Kammergericht, nach den Entwürfen, die die Stände ihm zuletzt übergeben

 hatten,

x) Müller p. 368.

7. Aug. hätten, erklären. Und schon drey Tage nachher wurden der Landfrieden und die Kammergerichtsordnung öffentlich bekannt gemacht.

Dieser Tag also war es, an dem die Deutsche Nation aufhörte, den Vorwurf zu verdienen, den selbst viel ungesittere Völker ihr zu machen berechtigt waren, nämlich, daß sie keine Herrschaft der Gesetze über sich dulden wollte. Es ist wahr, dieser Vorwurf traf sie nicht, in so weit man jedes Fürstenthum, Churfürstenthum, jede Grafschaft oder Herrschaft, jedes Bißthum, jede Stadt als so viel abgesonderte Staaten betrachtete; denn in vielen dieser Staaten wurden in Absicht der Einwohner desselben, Recht und Ordnung so gut gehandhabt, als in irgend einem andern Lande. Aber nicht in allen, und in so weit alle diese Staaten Ein Ganzes, Einen Staat, Eine Nation ausmachten und ausmachen wollten, in so weit war die Beschuldigung gegründet. — Es giebt immer noch Personen, die diesen Tag, da durch Maximilians Genehmigung der beständige Landfrieden zum Gesetz erhoben wurde, für den Todestag der Deutschen Freyheit ansehn, als ob sich keine Freyheit ohne den uneingeschränkten Gebrauch der Faust und des Schwertes gedenken ließe. Sie sollten sich doch erinnern, daß, wo das Waffenrecht jedem erlaubt ist, natürlicherweise der stärkere herrschen und nach Willkühr herrschen wird, und daß dieser stärkere in hundert Fällen gegen einen ein Mann von heftiger Leidenschaft, folglich ein despotischer, tyrannischer Herrscher seyn wird. Endlich erhellt aus dem ganzen Verlauf der Verhandlungen dieses merkwürdigen Reichstages, daß es jedermann müde war, in beständiger Fehde zu leben, nie der Ruhe zu genießen. Man würde gewiß nicht so wiederholt auf die Abschaffung einer Sitte gedrungen haben, wenn ihre Schädlichkeit

lichkeit nicht aus täglicher Erfahrung unwidersprechlich wäre bekannt gewesen.

Maximilian hatte aber die Versammlung nicht blos deswegen berufen, ihr seine Einwilligung zu dem Landfrieden und zu dem Kammergericht anzuzeigen. Sondern Veit von Wolkenstein, nachdem er die Erklärung im Namen des Kaisers darüber gethan hatte, fuhr fort, „die Truppen, die der Kaiser nach Italien gesandt und die aus neun tausend Mann bestän„den, müßten, wenn der Sold ausbliebe, sich zerstreu„en; der König von Frankreich, wenn ihm so wenig „Widerstand geschähe, würde sich noch die Kaiser„krone vom Pabst erzwingen, als wohin sein Trach„ten ginge; dem Venetianischen Bunde zu Folge wä„ren des Kaisers Alliirten ihm mit sechs und dreyßig „tausend Mann beyzustehen verpflichtet, dies könnten „die Stände aus dem Bundesbriefe, der ihnen vor„gelegt werden sollte, ersehen; die Bundesgenossen „wären also nicht unthätig; aber sie verlangten auch „Hülfe vom Kaiser und Se. Maj. begehrten nun zu wis„sen, was sie ihren Bundesgenossen antworten sollten.“

Auf diese Vorstellung bewilligten endlich die Churfürsten und Fürsten noch eine Hülfe von hundert und funfzig tausend Gulden. Maximilian sollte sie als eine Anleihe aufnehmen; sie sollte mit dem gemeinen Pfennig wiederbezahlt werden y). Ueber diese neue Bewilligung von hundert und funfzig tausend Gulden beschwerten sich die Städte; sie wären hiebevor zu allen Verhandlungen gefodert; ihre Meinung und Nothdurft wäre auch gehört, und mit ihrem Wissen gehandelt; aber in der Zusage einer so merklichen Beschwerung wäre dies nicht geschehen. Sie weiger-

y) Müller p. 369.

weigerten sich daher anfangs die Obligationen, die im Namen des Reichs wegen dieser neuen Anleihe ausgestellt wurden, mit zu unterschreiben; doch ließen sie sich endlich dahin bereden [z]). Uebrigens wurden die Obligationen zu beiden Anleihen, im Namen des Kaisers und der Stände von zwey Churfürsten, dem von Mainz und dem von der Pfalz; von einem Fürsten, Herzog Albrecht von Sachsen; von einem Bischof, dem zu Worms; von zwey Grafen, dem von Nassau und dem von Zollern, und von den Gesandten beider Städte, Worms und Frankfurt, untersiegelt.

Die Einrichtung des Landfriedens und des Kammergerichts war der Hauptzweck, den die Stände auf diesem Reichstag zu erreichen sich vorgenommen hatten. Sie hatten noch einen andern, der ihnen anfangs eben so wichtig scheint gewesen zu seyn. Sie drungen nämlich auf die Errichtung eines Reichsraths oder Reichsregiments, dessen Absicht, Beschaffenheit und Natur sich am besten aus einem Entwurf, der darüber gemacht wurde, wird beurtheilen lassen. — Dieser Reichsrath sollte in der nämlichen Stadt seyn, wo das Kammergericht seinen Sitz bekommen würde. Er sollte aus siebzehn Mitgliedern bestehen, wozu jeder der sechs Churfürsten eins; die acht Provinzen, worinn man das Reich in dieser Absicht theilte, acht; die Städte zwey, und der Kaiser oder Römische König eins, nämlich den Präsidenten ernennen sollte. Der Präsident sollte zum mindesten ein gebohrner Freyherr seyn. — Dieses Collegium sollte Macht haben, des Reichs Nutzen und Nothdurft in allen Sachen zu bedenken und zu betrachten, in etlichen auch zu beschließen. In Sachen von großer Wichtigkeit sollten

z) Müller p. 370. seq.

ten sie ohne die Einwilligung des Kaisers und der Stände oder der sechs Churfürsten nichts beschließen. Alle Reichsgeschäfte sollten nur von diesem Rathe abgehandelt und in des Kaisers oder Königs Namen, unter seinem Siegel, ausgefertigt und vom Präsidenten und Rath unterschrieben werden. Alle andre Ausfertigungen vom Könige und in seinem, des Königs Namen sollten kraftlos und ungültig seyn. Der König sollte, wenn er im Rathe zugegen, seiner Räthe vier und nicht mehr; ein Churfürst der seinigen zwey, und ein Fürst nur einen und nicht mehr bey sich haben, die deutsch Gezünges seyn, und eh sie eingelassen würden, einen Eid thun sollten. So oft der König es verlangte, sollten sie an den Hof kommen. Die Stellen abgehender Räthe, die vom Könige oder von Churfürsten ernannt worden, sollten auch von diesen wieder besetzt werden. Zu den übrigen Stellen aber, die erledigt würden; sollten der Präsident und die Räthe neue Mitglieder aus den Provinzen wählen, aus denen die abgegangene Räthe gewesen. Von den sechs Churfürsten sollte alle Vierteljahre einer bey diesem Reichsrathe zugegen seyn, und jährlich sollten alle sechs Churfürsten zu einer bestimmten Zeit hinkommen, um mit dem Reichsrath zu bessern und zu ersetzen, was noth seyn würde. Der Rath sollte alle Briefe und Urkunden über des Reichs Händel und Gerechtigkeiten fleissig zusammen bringen, treulich verwahren und zu des Reichs Nothdurft gebrauchen — Mittel erdenken und anwenden, das dem Reich entzogene wieder zu gewinnen, und die Contributionen und andre Einkünfte des Reichs empfangen und ausgeben, und darüber jährlich den sechs Churfürsten, ferner zwey Fürsten, zwey Grafen und zwey Städten, die einen Monat vorher dazu eingeladen werden sollten, Nachricht geben, — Policeygesetze machen, neue Zölle und die

Erhö-

Erhöhung der alten verhüten, — entstandene Streitigkeiten zwischen Gliedern des Reichs gütlich zu schlichten suchen, — Hauptleute bestellen, annehmen und eidlich verpflichten, desgleichen Kriegsvölker, diesen den Sold bestimmen u. s. w. Ueber wichtigere Lehne sollte der Kaiser oder König mit Einwilligung der Churfürsten beschließen, ob sie bey dem Reiche zu behalten, oder aufs neue zu verleihen wären — die Ertheilung des Adels und der Würden und die Ertheilung der **erlauchten** Lehne und Regalien behielt Maximilian sich ganz vor [a]).

Die Städte machten noch die Einwendung, daß kein Geistlicher zu einer Stelle in dem Collegio der siebzehn Räthe müßte genommen werden; denn solches möchte dem Reich und insbesondre den weltlichen Ständen nachtheilig werden [b]).

Mit diesem Plan scheint Maximilian zufrieden gewesen zu seyn. Allein die Stände machten neue Aenderungen, die ihm gänzlich mißfielen, so, daß er erklärte, „er habe bisher dermaßen regiert, daß „niemand Beschwerung darüber haben könnte; er „wollte aber mit Rath der Churfürsten etliche redliche „verständige Männer kiesen, dieselbe an seinem Hofe „als Hofräthe halten, und als regierender Römischer „König mit ihnen die (in dem Plan) gemeldete Ord„nung in allen Artikeln, die Sr. königl. Majestät „an ihrer Oberkeit unabbrüchlich wären, halten, und „wenn er außerhalb dem Reiche, wollte er diese Rä„the an einem gelegenen Ende ordnen und ihnen einen „Obern geben, der an seiner Statt und in seinem „Namen des Reichs Sachen mit ihnen handeln soll„te

a) Müller p. 381. Datt lib. III. c. 11. 12.

b) Id. p. 386.

„te c).“ Hierüber gerieth die ganze Sache ins Stecken.

Daß das Kammergericht aus einem Kammerrichter und sechszehn Urtheilern oder Beysitzern bestehen sollte; daß der Kammerrichter ein Fürst, Graf oder Freyherr und die Beysitzer zur Hälfte Rechtsgelehrte und gewürdiget (Doctores), zur Hälfte aber wenigstens ritterlicher Geburt seyn sollten, daß damals der Kaiser die Personen zu diesen Stellen mit Rath und Willen der Stände ernennen sollte, welches in der Folge abgeändert worden; daß man ihnen ihre Besoldung aus keiner bessern Quelle, als aus den Sporteln anwieß, obgleich die Städte damit nicht zufrieden waren, sondern wollten, daß die Besoldung aus dem gemeinen Pfennig sollte genommen werden d); daß aber im Fall, wenn diese nicht hinreichten, der Abgang aus dem gemeinen Pfennig ersetzt werden sollte; daß das Kammergericht nach des Reichs gemeinen Rechten, auch nach redlichen, ehrbaren und leidlichen Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten der Fürstenthume, Herrschaften und Gerichte sprechen sollte. Daß die Churfürsten und Fürsten sich in ihren Streitigkeiten ihre gewillkührten Austräge vorbehielten; dies alles sind so bekannte Sachen, daß es genug ist, sie des Zusammenhanges wegen mit wenig Worten zu berühren. In Ansehung der Frage, ob man unter den gemeinen Rechten das Römische Recht oder alte deutsche Rechtsbücher verstehen müsse, scheint es, daß beide, sowohl die alten Deutschen als die Römischen Gesetze unter jener allgemeinen Benennung begriffen wurden; denn daß wenig-

c) Müller P. I. p. 389.

d) Datt de P. P. V, 7. p. 872.

wenigstens die Römischen Gesetze nicht ausgeschlossen waren, erhellet hinlänglich aus dem Umstand, daß die Hälfte der Beysitzer aus Doctoren bestehen sollte. Da es bekannt ist, daß einer Seits die Doctoren dieser Zeit sehr eifrig für die Einführung der Römischen Rechte waren, hingegen anderer Seits die Feinde des Römischen Rechts, den Doctoren, die sie spöttisch die rothen Barette nannten, gern den Weg zu gerichtlichen Aemtern und Handlungen ganz versperrt hätten, so kann man schließen, daß der Kaiser und die Stände nicht würden die Hälfte der Beysitzerstellen mit Anhängern des Römischen Rechtes besetzt haben, wenn sie nicht die Absicht gehabt hätten, daß nach dem Römischen Rechte sollte gesprochen werden. Die Einwendung, daß Maximilian die Römischen Doctoren nicht habe leiden können, ist unerheblich. Es hat Fürsten gegeben, die keine Aerzte leiden konnten, aber sie doch brauchten.

Zur Rechtsstatt oder zum Sitz des Kammergerichts wurde damals Frankfurt bestimmt. Hier wurde es zwey Monate nachher eingesetzt. Maximilian selbst nahm
1495. die dazu ernannten Personen in Pflicht und übergab
31. Oct. dem ersten Kammerrichter, dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, den Scepter oder Richterstab. Es waren aber damals nur erst sieben, oder andern Nachrichten zufolge, neun Beysitzer angenommen e).

Die Hauptartikel des Landfriedens waren folgenden Inhalts: Niemand sollte den andern befehden, berauben, fahen, überziehen, belagern: niemand sollte ein Schloß, eine Stadt, einen Flecken, ein Dorf, einen Hof oder: Weiler, mit gewaltiger That einnehmen, mit Brand oder auf andre Weise beschä-

e) Müller P. p. 427.

beschädigen, — die Uebertreter sollten in die Acht verfallen; und wenn jemand überfallen, beraubt oder bloß beschädigt würde, sollten alle, die das zu frischer That inne würden, dem Thäter nacheilen; — wer sich der Friedensstörung schuldig gemacht, sollte dem Churfürsten, dem Fürsten, dem Grafen oder der Stadt, dessen Angehörige durch die Friedensstörung beschädigt worden, seine Unschuld durch einen Eid darthun, oder wenn er sich dessen weigerte, für schuldig gehalten werden; — die Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herrn oder Städte, die diesen Eid von ihm foderten; sollten ihm zur Ablegung dieses Eides, das erforderliche Geleite geben, — wäre der Friedensstörer mächtig oder hätte er mächtige Beschützer, so sollte der Beschädigte sich an das Kammergericht wenden, und dieses sollte es dem Kaiser und den Ständen melden; doch sollte auch das Kammergericht nichts destoweniger auf Anrufung des Beschädigten oder auch von Amtswegen wider die Friedensstörer verfahren; — die vielen Reisigen und Fußknechte, die entweder keinem Herrn dienten, oder deren Herr ihrer nicht zu Recht und Billigkeit mächtig wäre, sollten angehalten und ernstlich befragt werden, man sollte ihre Mißhandlungen mit Ernst bestrafen, aufs wenigste ihre Haab und Gut nehmen und sie mit Eid und Bürgschaft verbinden; geistliche Personen, die wider Verhoffen den Frieden brächen, sollten von ihrem ordentlichen Richter zur Schadenersezzung angehalten und bestraft werden.

Maximilian verlangte anfangs, daß die Churfürsten und die übrigen Stände diesen Landfrieden mit untersiegeln sollten. Dies geschah zwar nicht; allein die Churfürsten und Fürsten, die dem Reichstage persönlich beygewohnt hatten, stellten eine besondre

Verpflichtung zu Handhabung dieses Friedens aus. Sie bezeugeten darin, daß diese Ordnung mit ihrem Rath und Verwilligung vorgenommen, aufgerichtet und gemacht wäre; sie versprachen bey ihrem fürstlichen Glauben und Treue, dieser Ordnung aufrichtig nachzuleben, sie mit zu handhaben, zu schüzzen und zu schirmen [f]). Die abwesende Stände gaben ähnliche schriftliche Versicherungen, die man Beybriefe nannte. Die auf dem Reichstage anwesende Gesandte der Städte stellten keine dergleichen Versprechungen aus. Nachher aber sandten die Städte Beybriefe ein. Man hat die Ursache nicht ausfündig machen können, warum jene Gesandten nicht gleich eine Verpflichtung ausstellten. Vermuthlich hatten sie dazu keine Vollmacht.

Bey aller dieser Vorsicht, dem neuen Gesetze seine Kraft zu geben, befürchtete man gleichwohl, daß es immer noch Schwierigkeiten geben würde, es bey der verwilderten Nation gelten zu machen. Man hielt es für nothwendig sich auch die Genehmigung der abwesenden Stände zu verschaffen. Die anwesenden Stände verwahrten sich, daß wenn nicht alle übrigen ihre schriftliche Einwilligung einsendeten, auch sie durch ihre Verpflichtung nicht wollten gebunden seyn [g]).

Kaum hielt man auch diese Versprechungen für hinlänglich, dem Landfrieden Beständigkeit und Kraft zu verschaffen. Maximilian rieth, daß die Fürsten und die Städte zu dessen Handhabung Bündnisse schließen sollten, dergleichen kamen auch wirklich zu Stande

f) Müller l. c. p. 454. seq. Datt de P. P. lib. II. c. 2. p. 792.

g) Datt ib. p. 794.

Stande und wurden vom Kaiser ratificirt. So wur- 1498.
de ein Bund in dieser Absicht zwischen Herzog Ulrich 26.Jul.
von Würtemberg und Markgraf Christoph von Baden auf dem Reichstage zu Freyburg; und zwischen Churfürst Berthold von Mainz, Markgraf Friedrich
von Brandenburg und Herzog Ulrich von Würtem- 27.Jul.
berg eben daselbst errichtet [h]).

In der Verordnung des Landfriedens wurden alle Bündnisse, die dem Frieden eigenermaßen zuwider wären, aufgehoben. Da der Schwäbische Bund auf die Erhaltung des Friedens abzielte; so wurde er zwar nicht ausdrücklich ausgenommen; allein seine Fortdauer beweist, daß man ihn nicht unter jene begriff, die man, als dem Frieden schädlich nicht länger dulden wollte. Dieser Bund bewieß sich jetzt sehr geschäftig zur Handhabung des Landfriedens. Im Jahr 1523 zerstörte er durch seine Kriegsvölker drey und zwanzig adliche Schlösser in Franken, deren Besitzer sich zu den Reinigungseid nicht verstehen wollten, den man von ihnen verlangte, daß sie das Faustrecht nicht nach dem alten, nun aber verbotnen Gebrauch durch Raub und Brand ausgeübt hätten [i]).

Zur Handhabung des Friedens wurde auch noch auf dem Reichstage beschlossen, daß die Stände sich jährlich einmal versammeln und wenigstens einen Monat bey einander bleiben sollten; keiner sollte ohne redliche Ursachen und ohne Urlaub der Versammlung oder des größten Theils derselben sich entfernen; — das Nacheilen zu frischer That sollte zwar auf eines jeden eigne Kosten geschehen; wenn man aber mit dem Friedensstörer Unterhandlung pflöge, oder wider ihn

h) Datt l. c. p. 796.

i) Idem l. c. p. 786.

zu Felde gienge, sollten die Kosten in beiden Fällen aus dem gemeinen Pfennig bestritten werden; — das Kammergericht sollte beständig an einem Orte bleiben; — der Kaiser, sein Sohn Erzherzog Philip, die Churfürsten, die Fürsten und andre Stände sollten ohne Wissen und Willen der jährlichen Versammlung keinen Krieg noch Fehde anfangen, noch Bündnisse mit fremden Nationen eingehn, die dem Reich zum Nachtheil gereichen könnten; — wer dieser Ordnung zuwider handeln würde, sollte zwey tausend Mark feinen Goldes Strafe bezahlen, wovon die eine Hälfte der königlichen Kammer, die andre dem beschädigten gehören sollte [k]).

Das neuerrichtete Kammergericht sollte, wenn die Sporteln nicht zureichten, aus dem gemeinen Pfennig unterhalten werden. Unter dem gemeinen Pfennig verstand man eine allgemeine Contribution. Alle Ausgaben des Reichs wollte man damit bestreiten; die hundert und funfzig tausend Gulden, die man dem Kaiser bewilligt hatte, zum Behuf seiner Feldzüge in Italien und wider die Türken vor der Hand aufzunehmen, sollten aus dem gemeinen Pfennig wiederbezahlt werden. Der gemeine Pfennig sollte der Fond seyn zu der währender Hülfe, oder zu den fortdauernden Vertheidigungsanstalten, die man jetzt insbesondre der Türken wegen, glaubte machen zu müssen.

Als die Versammlung anfing über diese allgemeine Contribution rathzuschlagen, so glaubte sie anfangs, daß sie, da die Türkennoth so sehr vor Augen wäre, diese Auflage wohl von der ganzen Christenheit fordern könnte [l]). Doch ließ sie diese Gedanken

k) Müller l. c. p. 454. seq.

l) Idem l. c. p. 429.

ken bald fahren und schränkte sich mit der Auflage auf Deutschland ein. Da jedes Mitglied der Versammlung wußte, wie ungern man sich dazu verstehen würde, so unterließ man nicht, einander oft zu erinnern, „die Nothdurft wäre jetzt hie, daß man zu dem Dinge thun müßte, wollte man anders das Reich und Deutschland bey ihren Ehren, Würden und Wesen, behalten, das die Voreltern sauerlich erarnet hätten.“

Es wurden verschiedene Entwürfe vorgeschlagen, diese Auflage einzurichten. In jedem Projecte befand sich ein Artikel, der so lautete: „Item, daß allenthalben im heiligen Reiche, auf den Kanzeln das Volk ermahnet werde, ob jemand Gott zu Lob und zu Behaltung und zu Mehrung der Christenheit, etwas mehr denn vorgeschrieben steht, handreich und Hülfe thun wollte.“

Endlich wurde die Auflage folgendermaßen regulirt. Sie sollte vier Jahre lang bezahlt werden und nicht länger. Maximilian mußte eine Versicherung ausstellen, sie nach Verlauf der vier Jahre nicht wieder zu fordern. Alle Menschen ohne Ausnahme sollten sie bezahlen. Wer fünfhundert Gulden Rheinisch im Vermögen hätte, sollte jährlich einen halben Gulden; wer tausend Gulden besäße, einen ganzen Gulden bezahlen. Wer über tausend Gulden in Vermögen hätte, sollte einen Gulden geben und dazu so viel, als seine Andacht wäre. Von Leuten, die *unter* fünfhundert Gulden in Vermögen hätten und funfzehn Jahr alt wären, sollte der vier und zwanzigste Theil eines Guldens, oder von je vier und zwanzig Menschen ein Gulden gefordert werden. Jeder Jude ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters sollte binnen diesen vier Jahren jährlich einen Gulden

 bezah-

bezahlen. Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Communen sollten hierin etwas mehr thun, wie andre, als sich wohl gepürte. Diese Auflage sollte, jährlich in jeder Pfarre am letzten December von dazu bestellten und beeideten redlichen Personen in Gegenwart des Pfarrers eingenommen werden. Die eingesammelten Gelder sollten an sieben Reichsschatzmeister, wovon der Kaiser einen, die Churfürsten einen, die Fürsten einen, und so die Prälaten, die Grafen, die Ritter und die Städte, jedes Collegium einen ernennen sollte, ausgezahlt werden. Jeder Schatzmeister bekam einen jährlichen Gehalt von dreyhundert Gulden, sie beschwerten sich, daß diese Besoldung ihrem schweren und großen Geschäfte nicht angemessen wäre. Mailand, Ferrara, Montferrat und andre Italienische vom Reich abhängende Staaten sollten angefordert werden, diese Auflage mit zu bezahlen, weil es billig wäre, daß sie eine Last mittrügen, die das Reich sich ihrer Beschirmung wegen auflegte [m]).

Allein der Verordnung wegen des allgemeinen Pfennigs wurde nicht weniger, als buchstäblich nachgelebt. Wie es bey der Bezahlung hergieng, sieht man aus folgender Erzählung eines gleichzeitigen glaubwürdigen Autors, nämlich des berühmten Tritheims, Abts zu Sponheim. „Man forderte mir, „sagt er, jährlich drey Gulden ab; einen für mich, „einen für meine Mönche, einen für meine Knechte „und Mägde. Im ersten Jahr bezahlten die näch„sten Klöster oder Geistliche in Sponheim und daher„um diese Auflage; von den Weltlichen aber gab kein „einziger einen Heller. Wie dies die Geistlichen sa-

„hen,

m) Müller l. c. p. 430 seq.

„hen, bezahlten die klügern unter ihnen im folgenden „Jahr auch nicht. Wer bezahlt hatte, mußte den „Verlust tragen; wer nicht bezahlt hatte, dem wie„derfuhr nichts deswegen, denn im folgenden Jahr „forderte man die Auflage schon nicht mehr, und was „im ersten Jahr gesammelt war, wurde keinesweges „zu dem Gebrauch, wozu es bestimmt war, an„gewandt [n])."

Die freye Reichsritterschaft, besonders die in Franken, machte die meiste Schwierigkeit, diese Auflage zu bezahlen. Sie schlugen es ausdrücklich ab; sie wären, behaupteten sie, freye Franken; bereit dem Reich wider die Feinde der Kirche mit ihren Personen auf eigene Kosten zu dienen, aber nicht mit Gelde. Die Schwäbische, Rheinische und Wetterausche Ritterschaft führte eben die Sprache. Sie hielten verschiedene Versammlungen, auf denen sie fest beschlossen, nicht zu bezahlen und Verbindungen zu dem Ende eingingen. So wie Maximilian berichtet war, waren ihrer dreytausend die im Harnisch ritten. Anderen Nachrichten zufolge waren sie über zehntausend stark, davon jeder mit zwey Pferden zu Felde gieng [o]). Vergeblich wurden Unterhandlungen mit ihnen gepflogen. Der Ausgang war, daß sie nach dem Con- 1496.
vent zu Culmbach einmüthig erklärten, nicht zu bezahlen und die engsten Verbindungen eingingen, sich bey ihren alten Rechten und Freyheiten zu behaupten.

Auch die Städte zögerten nicht nur, die Auflage abzutragen, sondern beschlossen sogar auf einer Zusammenkunft zu Speyer, mit der Sammlung des

n) Chron. Hirsaug. ad a. 1495.

o) Datt de P. P. III. 6. p. 542.

gemeinen Pfennigs einzuhalten, bis sie sähen, wie die zu Worms beschlossene Sachen ausgeführt würden p).

Die Nothwendigkeit, den Türken Widerstand zu thun, die auf dem Punkte stunden, Nachbarn von Deutschland zu werden, sollte ein Hauptgegenstand der Berathschlagungen dieses Reichstags seyn. Es wurde davon geredet, daß ein ernstlicher gewaltiger Zug wider diese fürchterlichen Feinde des christlichen Glaubens geschehen müßte. Allein daß die kleine Summe, die man dem Kaiser bewilligt hatte, dazu nicht hinreichte, sah man ein. Man setzte also die Sache aus, bis man sähe, was der gemeine Pfennig betragen würde. Damit die Leute an der Grenze, doch nicht ganz trostlos blieben, der gemeine Mann aber im Reiche wenigstens Anlaß bekäme, zu glauben, daß wirklich wider die Türken etwas sollte vorgenommen werden; damit dadurch die Leute desto williger würden, den gemeinen Pfennig zu bezahlen, so wurde verabredet, daß etliche tügliche, geübte Personen, Grafen, Herren oder Ritter aus dem Reiche hinab an die Grenze ziehen, von dem Gelde, das dem Kaiser bewilligt worden, etwas Kriegsvolk danieden von den Landleuten und aus Krabaten bestellen, die Gebürge, Wasser, Wälder und Büsche erkundigen, die Gelegenheiten besichtigen und bey nächster Versammlung Bericht von allen geben sollten.

Da die Versammlung anfangs ernstlich auf den Türkenkrieg und auf andre große Vertheidigungsanstalten, die man die währende Hülfe nannte, bedacht zu seyn schien, so kam auch in Vorschlag, einen obersten Hauptmann zu ernennen. Man trug schon die Stelle dem

p) Datt l. c. p. 544.

dem Herzog Albrecht von Sachsen an. Er entschuldigte sich anfangs, machte aber endlich folgende Bedingungen mit dem Ton eines Mannes, der seinen Werth fühlte. Um seinen Staat zu machen, sollten ihm 400 Pferde zu zehn Gulden monatlich, das Jahr zu dreyzehn Monaten gerechnet, gehalten und für Tisch, Harnisch, Kleider und andre Bedürfnisse monatlich tausend Gulden bezahlt werden. Er verlangte eine Leibwache von vier und zwanzig Artschieren, davon ieder ausser der Kleidung monatlich sechs Gulden zur Besoldung bekommen müßte; ferner drey und vierzig Wagen, jeden mit vier Pferden; seinen Antheil an Brandschatzungen, Gebühren für Päße und andern, **was daran klebet, und einem Hauptmann zusteht.** Ohne sein Wissen sollte man keinen Frieden schließen. Obige Forderungen wollte er zu Friedenszeiten, wenn es nicht viel Geschäfte gäbe, auf die Hälfte nachlassen. Wenn er im Dienste schadhaft an seinem Leibe, oder alt würde, verlangte er eine Pension auf lebenslang [q]).

Maximilian genehmigte diese Bedingungen meistentheils, doch machte er einige Erinnerungen, und er meinte, um die Ordnung, die allenthalben gehalten würde, nicht zu zerrütten, möchten zwölf Monate für ein Jahr und dreyßig Tage für einen Monat gerechnet werden. Jeder Artschier könnte monatlich mit fünf Gulden und zwey Kleidern jährlich oder an deren Statt sechs Gulden zufrieden seyn. Allein die Versammlung eilte eben nicht, hierüber zu beschließen. Erst gegen das Ende, da schon einige Churfürsten und Fürsten sich wegbegeben hatten, beschloß man, es wäre übel von der Sache zu handeln, da schon so

q) Müller l. c. p. 341 seq.

viele abgereist wären, und man noch nicht wissen könnte, wie viel der gemeine Pfennig ertragen würde; es würde daher am besten seyn, die Sache bis zur nächsten Versammlung zu verschieben [r]).

Ein anderer Punkt, den man beym Anfange des Reichstags aufs Tapet brachte, den man aber ebenfalls für gut fand, bis zur nächsten Versammlung aufzuschieben, betraf die Beschwerden über den Pabst, der den Concordaten zuwider fortfuhr, Ausländern deutsche Beneficien oder Anwartschaften darauf zu ertheilen [s]). Uebrigens wurden verschiedene Policeygesetze beschlossen, aus denen man die damaligen rohen Sitten kennen lernt. Eine eben so niedrige als ruchlose Art zu schwören, war aufgekommen. Man schwur nicht bloß bey dem Namen, sondern bey den Gliedmaßen, bey den Martern Gottes, bey seinen Wunden u. s. w. Da eben damals die venerische Krankheit zuerst bekannt wurde, die man die bösen Blattern nannte, so erinnerten sich vermuthlich einige Gelehrte in der Versammlung, daß Kaiser Justinian, den man als den weisesten aller Gesetzgeber verehrte, einst das Fluchen und Schwören für die Ursache der Hungersnoth, der Pestilenz, des Erdbebens und anderer Landesplagen erklärt und es deswegen bey Todesstrafe verboten hatte. Dies war genug die Versammlung zu überzeugen, daß die bösen Blattern eine Strafe wären, die sich die Menschen durch ihr abscheuliches Fluchen zugezogen hätten. Man trug aber doch Bedenken, dies Gesetz Justinians in seiner ganzen Schärfe zu erneuern. Man verordnete bloß, daß wer aus Zorn oder Trunkenheit oder

r) Müller ib.

s) Müller l. c. p. 459.

oder unbedachtsamer Weise dergleichen Flüche ausstieße, eine Mark löthigen Goldes bezahlen, oder, wenn er das nicht vermöchte, Leibesstrafe leiden sollte. Wer aber aus Frevel fluchen und schwören würde, sollte, wenn er von adlicher Geburt, zu Aemtern und Würden unfähig seyn; wenn er andern Standes, am Leibe gestraft werden [t]).

In einer ihrer Sitzungen rathschlagten auch die Stände darüber, das Trinken überall, selbst in Feldlägern zu verbieten. Ferner verabredeten sie gegen die nächste Zusammenkunft, Erkundigung wegen der übermäßigen Kleidung und andrer unziemlicher Köstlichkeit einzuziehen, um eine Verordnung darüber zu machen [u]).

So wie dieser Reichstag einer der glänzendsten war, den man seit langer Zeit in Deutschland gehabt hatte, wegen der vielen Fürsten, die ihm persönlich beywohnten, so zeichnete er sich auch dadurch aus, daß die sechs Churfürsten, die zugegen waren, und viele Fürsten, Herzoge und Grafen, ihre Lehne vom Kaiser persönlich empfingen. Eine andre feyerliche Handlung war die Erhebung des Grafen Eberhard von Würtemberg zur herzoglichen Würde. Er suchte sie nicht: Maximilian ertheilte sie ihm aus eigner Bewegung. Auch das Land wurde zu einem Herzogthum erhoben. Im Fürsten- und Lehnbriefe, den Maximilian hierüber ertheilte, wurde festgesetzt, daß dieses Herzogthum nach Abgang des männlichen herzoglichen Stammes nicht wieder verliehen, sondern auf ewig zu dem Reichskammergut sollte geschlagen werden

t) Müller p. 467.

u) Idem l. c. p. 461.

den [v]). Die Grafen von Würtemberg waren schon längst sehr mächtig. Kaiser Sigmund hatte ihnen daher schon die Erhöhung zugedacht. Dieser neue Herzog Eberhard war aber nicht bloß mächtig, er war ein weiser und guter Fürst. Als auf diesem Reichstage einst bey einem Gastmahl Churfürst Friedrichs von Sachsen, die Gäste jeder viel von den Treflichkeiten seines Landes rühmte; schwieg Eberhard bescheiden still, bis Herzog Albrecht von Sachsen erinnerte, daß man ihn auch hören müßte. „Liebe Herren,“ sagte Eberhard, „ich gönne euch gern, was „euch Gott gönnt; Ihr seyd mir in vielen Dingen „weit überlegen; aber eins kann ich mit Wahrheit „rühmen. Ich darf ganz allein in meinem Lande „über Feld, durch eine Wüste, in einem dicken Wald „gehen, und wenn mir einer von meinen Unterthanen begegnet, so kann ich ihn heißen niedersetzen und „sicher in seinem Schooße ausruhen“. Man sollte denken, das Land, worin so ein Fürst über solche Unterthanen regierte, und das Land, wo das Faustrecht galt, hätten müssen tausend Meilen von einander entfernt seyn. Gleichwohl war beydes in Deutschland. Es läßt sich aus dem, was wir oben von Deutschlands Zustande angeführt haben, erklären. Deutschland war glücklich in manchen seiner einzelnen Theile; aber die Verschiedenheit seiner so vielen Theile, und die sonderbare Art ihrer Zusammensetzung war die Quelle seines Unglücks.

Herzog Eberhard liebte die Wissenschaften, ob er gleich keine gelehrte Erziehung gehabt hatte; er ging gern mit den Gelehrten um; durch seine Aufmunterung trug er viel zur Aufnahme der Litteratur in Deutsch=

v) Müller p. 542 seq. Du Mont T. III. P. II. p. 325.

Deutschland bey. Er stiftete das Gymnasium zu Tübingen. Auf diesem Reichstage hatte er eilf Doktoren in seinem Gefolge. Reuchlin war auch darunter, der bey ihm in großem Ansehn stand. Reuchlin ging aber bald nach Tübingen zurück. Er sandte darauf eine deutsche Uebersetzung von der ersten und zweyten philippischen Rede des Demosthenes an den Herzog. Vielleicht fand er zwischen dem Inhalt und den damaligen Händeln einige Aehnlichkeit. Die Gelehrten dieser Zeit waren selten mit der Langsamkeit und Unschlüßigkeit der Reichstage zufrieden. Der Gelehrte liebt gewöhnlich den Ruhm seiner Nation, weil sein eigner damit verknüpft ist. Reuchlin hätte gern gesehen, daß die Deutschen auf eine thätigere Art Theil an den Italienischen Sachen genommen hätten.

Ein Vorfall, der sich auf diesem Reichstage zutrug, verdient noch angeführt zu werden. Ein Französischer Ritter, de Barre, kam nach Worms, und ließ durch einen Herold, den er mitbrachte, die Deutschen öffentlich zu einem Zweykampf ausfordern. Er war wegen seiner Siege in dergleichen Gefechten berühmt; niemand wagte es, seine Ausforderung anzunehmen, bis Maximilian sich dazu entschloß. Er fochte wirklich öffentlich mit dem Franzosen in den Schranken zuerst mit der Lanze, hernach mit dem Schwerdte. De Barre trennte dem Kaiser mit einem Stoß den Panzer, und brachte ihm eine kleine Wunde bey: allein Maximilian setzte ihm darauf so zu, daß er sich ergab und versprach, sich als Gefangener an dem Hofe des Ueberwinders zu stellen. Das Gerücht ging damals zu Worms, der Französische Hof hätte diesen de Barre abgesandt [w]).

So

w) Fugger VI. 20. p. 1376. Müller l. c. p. 670.

So sehr herrschte noch der Rittergeist, daß das Oberhaupt einer großen Nation glaubte, die Ehre derselben persönlich gegen die Hohnsprechereyen eines Abentheurers in einem Zweykampf verfechten zu müssen, und die versammelten Churfürsten, Fürsten, Grafen und Herrn gaben dabey ruhige Zuschauer ab.

Dieser berühmte Wormser Reichstag, der im März seinen Anfang nahm, dauerte bis in den sechsten Monat. Als Maximilian die Stände zu diesem Reichstage berief, machte er sich Rechnung, wie aus seinem Ausschreiben ersichtlich ist, die Stände von der Nothwendigkeit, Frankreichs Uebermacht in Italien zu verhüten, so geschwind und so völlig zu überzeugen, daß er keinen Zweifel zu haben schien, noch im nämlichen Sommer an der Spitze einer ansehnlichen Reichsarmee dem Französischen Monarchen jenseits der Alpen zu begegnen, und das kaiserliche Ansehen dort wieder auf den Fuß zu setzen, wie es unter den größten und berühmtesten seiner Vorfahren gewesen war. Allein die Menge der Geschäfte, die auf dem Reichstage vorkamen, und die von der Beschaffenheit und Wichtigkeit waren, daß sie, nach dem Urtheil der Stände, das Wesen des Staats betrafen, hatten indessen so viel Zeit weggenommen, daß die Sache in Italien noch vor dem Ende des Reichstags entschieden war. Wenn dies auf der einen Seite ein sehr unangenehmer Umstand für Maximilian war, indem er dadurch die Gelegenheit verlor, so wohl seine Absichten auf die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens auszuführen, als sich kriegerischen Ruhm zu erwerben, gegen den er nicht gleichgültig war; so mußte es auf der andern Seite eine hinlängliche Schadloshaltung für ihn seyn, daß er gleich auf seinem ersten Reichstage, das große Werk, das un-

ter so vielen seiner Vorgänger auf so manchem Reichstage vergeblich vorgenommen war, zu Stande gebracht, und einem wesentlichen Mangel in der Deutschen Verfassung abgeholfen hatte. Ganz Deutschland verehrte ihn, als den Stifter des Friedens und der Ordnung, wornach die Unterdrückten, die Wehrlosen, die Schwachen seit Jahrhunderten vergeblich geseufzt hatten. Maximilian hatte indessen die Italienischen Sachen nicht aus der Acht gelassen. Er hatte nun auch die Einwilligung der Stände zur Belehnung des Ludwig Sforza mit dem Herzogthum Mailand erhalten, jedoch unter der Einschränkung, daß sie sich nur auf seine Person erstrecken, nach seinem Tode aber das Herzogthum dem Kaiser und dem Reich heimfallen sollte [x]). Er hatte einige Truppen hingesandt. Zweytausend Deutsche Landsknechte und 1495.
tausend Reuter hatten Theil an dem Gefecht bey dem 6. Jul.
Taro, einem kleinen Fluß in der Lombardey, wo die Armee der Venetianischen Bundesgenossen unnöthigerweise dem Könige von Frankreich den Uebergang streitig machte, da er sich aus Italien nach Frankreich zurückzog. Ein großer Theil der alliirten Armee bestand aus Mailändischen Truppen, und Ludwig Sforza hatte den Venetianischen Bund am eifrigsten mit befördert. Der König von Frankreich hatte also Ursache, ihn feindlich zu behandeln. Allein er war theils so wenig im Stande den Krieg in Italien länger zu führen, hauptsächlich wegen Mangel am Gelde, theils war er so voll Verlangens nach Frankreich zurück zu gehen, daß er mit dem Herzoge einen Frieden schloß, wodurch dieser von seinen Be- 1495.
sorgnissen, die ihm die Ansprüche des Herzogs von 10. Oct.
Orleans auf Mailand machten, befreyt wurde. Der

König

x) Müller l. c. p. 272.

König von Frankreich versprach, dem Herzoge von Orleans keinen Beystand zu leisten, dagegen sollte Ludwig Sforza dem Herzoge funfzig tausend Ducaten innerhalb achtzehn Monaten bezahlen. Ludwig Sforza durfte bey dem Venetianischen Bunde bleiben, so lange dieser nichts wider Frankreich unternehmen würde [y]. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich, vergaß der König fast, wie Commines sich ausdrückt, daß er Truppen in Neapel zurück gelassen hatte. Er ließ sie kaum mit dem nothwendigsten versorgen. Neapel ging daher eben so geschwind wieder verloren, als es erobert war. Ferdinand von Aragon machte sich in kurzer Zeit wieder Meister vom ganzen Reiche, das sein Vater und er so plötzlich hatten verlassen müssen. Ferdinand vollführte die Wiedereroberung mit Hülfe einiger Spanischen Truppen, die der berühmte Gonsalvo Hernandes de Cordova anführte, einer der ersten in den neuern Zeiten, der den Krieg mit Kunst und planmäßig zu führen wußte. Die Spanier nannten ihn gewöhnlich nur den großen Feldherrn und unter diesem Beynamen kommt er bey den Geschichtschreibern seiner Nation, bey den Italienern und Franzosen, häufiger vor, als unter seinem persönlichen Namen.

y) Du Mont T. III. P. 331. Müller l. c. p. 683. Guicciardini Lib. II. Commines Liv. VIII. ch. 6—11.

Viertes

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Begebenheiten des Jahres 1496. Vereinigung Tyrols mit den übrigen österreichischen Erbstaaten — Berufung eines Reichstages nach Lindau abermals wegen Italien — Eintreibung des gemeinen Pfennigs — Maximilian, vom Herzoge von Mailand und vom Pabst angelegen, geht mit einer sehr kleinen Mannschaft nach Italien — belagert Livorno vergeblich — Seine Klagen über die Abgeneigtheit der Deutschen Stände ihn zu unterstützen — Beschäftigungen des Lindauer Reichstages. 1496.

Begebenheiten des Jahres 1497. Reichstag zu Worms — Maximilians Erklärung — Geringe Anzahl der auf diesem Tage gegenwärtigen Stände — dadurch veranlaßte Rede des Churfürsten Berthold von Mainz — Entschließungen des Reichstages.

Begebenheiten von 1498. Reichstag zu Freyburg — Maximilians Bündniß mit den Herzogen von Jülich und Cleve — Sein Krieg mit dem neuen König von Frankreich Ludwig XII. wegen Bourgogne — Verlangt Beystand vom Reich — Erklärung der Stände — Ihre Fürsorge für das Reichskammergericht — Vergeblicher Versuch, auch abwesende Stände durch Reichstagsschlüsse zu binden — Polizeygesetze — Stillstand zwischen dem Kaiser und Frankreich.

Auf dem Reichstage zu Worms hatten die Stände verabredet, alle Jahr eine Versammlung zu halten, die wenigstens einen Monat lang dauern sollte; in diesem Jahre sollte sie im Frühling zu Frankfurt am Main eröffnet werden, um diejenigen Dinge, die nicht abgethan waren, wieder vorzunehmen.

Dieser verabredete Reichstag kam aber nicht zu Stande. Maximilian sandte zwar seine Bevollmächtigten zur bestimmten Zeit nach Frankfurt, rief sie aber unerwartet sehr früh wieder ab. Zum Grunde führte er an, er hätte erfahren, daß niemand oder doch sehr wenige von den Ständen erscheinen würden [a]). Diese ungewöhnlich baldige Zurückberufung seiner Gesandten blieb nicht ungetadelt, und es scheint, Maximilian beging dadurch wenigstens den Fehler, daß er den Ständen, wenn sie künftig nicht mehr viel Eifer in Besuchung der Reichstage bewiesen, Gelegenheit gab, sich mit seinem Exempel zu entschuldigen.

1496. Im Jahr 1496. am 4ten März starb Sigmund von Tyrol. Er hatte schon sieben Jahre vorher den größten Theil seiner Länder an Maximilian abgetreten. Diesem fiel nun auch das übrige anheim, und so wurden die sämtlichen Erblande, die über 130 Jahr getrennt waren, wieder vereinigt. Maximilian nahm die ihm zugefallenen Länder persönlich in Besitz. Indem er sich hier aufhielt, verlangte der Herzog von Mailand eine Unterredung mit ihm, die auch in dem Tyrolischen Flecken Mats gehalten wurde.

In Italien hatten sich indessen einige Aussichten eröffnet, wie Maximilian sie wünschte. Karl VIII. hatte nach seiner Zurückkunft in Frankreich seine Eroberungsgedanken keinesweges aufgegeben. Obgleich sein Hang zu den Vergnügungen ihn anfangs so fortriß, daß er versäumte, seine Truppen in Neapel gehörig zu unterstützen, worüber dieses Reich wieder verloren ging, so wollte er doch das nächste Jahr sein Glück in Italien noch einmal versuchen. Alle Anstalten wurden zu dem Ende vorgekehrt. Der Herzog

a) Müller Reichstagstheater. I Th. p. 692.

zog von Mailand und die Republik Venedig waren daher beschäftigt, sich auf allen Fall in Bereitschaft zu setzen, und da Maximilian als ein tapfrer Krieger bekannt war, so wandten sie sich an ihn, und er schloß mit ihnen ein neues Bündniß, vermöge dessen er von diesen beyden Staaten drey Monat lang, jeden Monat eine Subsidie von zwanzig tausend Ducaten empfangen, und dagegen mit einer Armee von bestimmter Stärke nach Italien kommen sollte [b]). Diese Summe reichte hin, ihn in den Stand zu setzen, allenfalls auch ohne Beyhülfe vom Reiche mit einer ansehnlichen Macht in Italien zu erscheinen. Konnte er aber vollends das Reich bewegen, ihn jezt hinlänglich zu unterstützen, so durfte er hoffen, sich bey den Italienern ganz wieder in das Ansehen zu setzen, in welchem die größten Kaiser aus dem Fränkischen und Sächsischen Hause gestanden hatten. Er berief daher einen Reichstag nach Lindau.

In dem Ausschreiben, das er an die Stände ergehen ließ, meldete er ihnen, er hätte zuverläßige Nachrichten von neuen Unternehmungen des Königs von Frankreich auf Italien bekommen. Dieser Monarch ginge nicht allein damit um, sich Italien zu unterwerfen, sondern sich auch die Kaiserkrone vom Pabst zu erzwingen, ja zu dem Ende den damaligen Pabst vom heiligen Stuhl zu verdrängen, und einen Französischgesinnten in seine Stelle zu setzen; er, Maximilian wäre daher willens, dem Könige von Frankreich zuvorzukommen, um die wenigen Vasallen, die dem Reiche noch ergeben wären, bey ihrer Treue zu erhalten; vorzüglich gebührte dem Herzoge von Mailand dieses Lob, daß er der Deutschen Na- 1496. 23. März.

b) Guicciardini lib. III. p. 321.

tion standhaft anhienge, ob er gleich im verflossenen Jahre aus Noth gedrungen einen harten Vergleich mit Frankreich hätte eingehen müssen; diese Umstände wären so dringend, daß er, Maximilian entschlossen wäre, ohne auf der Reichsstände Rath und Beystand zu warten, mit seiner erblichen Macht, so klein sie auch in Betracht eines so großen Vorhabens wäre, über die Berge zu gehen; zu Vollziehung dessen, was zu Frankfurt hätte geschehen sollen, möchten sich die Stände zu Lindau versammlen; dort würde sein Sohn, Erzherzog Philip in seinem Namen und an seiner Statt weiter mit ihnen handeln; von dem eingegangenen gemeinen Pfennig, so weit der reichte, möchten sie Cavallerie anwerben, und ihn nach Endigung des Tages zu seiner Krönung über die Alpen begleiten [c]).

1496. 23. März. Noch an eben dem Tage bekräftigte er in einem andern Schreiben alle obige Nachrichten von Frankreichs gefährlichen Absichten und verlangte, daß jeder sich ohne allen Verzug acht Tage nach St. Johannis wohlgerüstet zu Feldkirchen einfinden sollte, um ihn über die Berge nach Rom zu begleiten; er verlangte, daß sie dieses dem Herkommen gemäß, ein Quatember lang auf eigne Kosten thun sollten; nachher wollte er jeden, der bey ihm bleiben würde, mit Solde unterhalten; er gab dabey zu bedenken, daß es, je länger man zögerte, desto schwerer werden würde, Frankreich zu widerstehen; vor einem Jahre hätte es mit einem Gulden noch leichter geschehen können, wie jetzt mit zwey [d]).

In

c) Müller II Th. p. 10. Datt de P. P. p. 544.
d) Müller l. c. p. 16. Datt l. c. p. 546 seq.

In diesem Schreiben führte er auch noch an, daß er schon im vorigen Jahre eine beträchtliche Anzahl Truppen auf eigne Kosten in Italien, um die Rechte der Nation zu behaupten, unterhalten hätte. Und da er glaubte, daß der auf dem Reichstage zu Worms bewilligte gemeine Pfennig hauptsächlich dazu bestimmt wäre, diese Rechte zu vertheidigen; so hielt er sich befugt zur Eintreibung dieser Gelder Commissarien zu ernennen, denen er Vollmacht gab, diejenigen, die mit der Bezahlung länger säumten, als ungehorsame Verächter der christlichen Kirche, des Römischen Königs, und des heil. Reichs, die zur Unterdrückung des heiligen Vaters, und zur Verkleinerung des Reichs behülflich wären, in ganz Deutschland bekannt zu machen, und ihnen die Acht und den Bann anzudrohen [e]). Diesen Commissarien gab er auch Gewalt, an Orten, wo mit der Einsammlung des gemeinen Pfennigs noch nicht der Anfang gemacht war, Personen dazu anzusetzen, die sie für den König in Eid und Pflicht nehmen sollten. Die Ankunft dieser Commissarien in den Städten, hatte doch die Würkung, daß sie zum Theil sich zur Einsammlung wieder verstanden, ob sie gleich damit inne zu halten, sich verabredet hatten. Sie wollten aber nicht zulassen, daß die Einsammler von den königlichen Commissarien bestellt würden. Die Personen dazu wollten sie selbst ernennen, sagten aber zu, mit der Sammlung fortzufahren [f]).

In dem Ausschreiben hatte Maximilian gesagt, daß sein Sohn Erzherzog Philip in seinem Namen und an seiner Stelle mit den Ständen zu Lindau

 handeln

e) Müller l. c. p. 19. Datt l. c. p. 549.

f) Datt l. c. p. 550.

handeln würde. Dieß verstand der Churfürst von der Pfalz so, als ob Maximilian während seiner Abwesenheit seinem Sohn das Vicariat im Reich auftragen wollte; er schrieb daher an Maximilian, und ließ ihm durch seinen Kanzler, den Bischof von Worms, Vorstellungen thun, diese Kränkung seiner Rechte zu verhüten. Maximilian erklärte sich gleich, seine Absicht sey nicht gewesen, Churpfalz an seinem Vicariatsrechte Abbruch zu thun, sondern er wolle nur den Erzherzog Philip mit einigen Aufträgen an die Churfürsten und Fürsten nach Lindau senden; so bald der Erzherzog sich derselben entledigt, würde er seinen Stand als Erzherzog von Oestreich und Braband einnehmen, aber nicht lange bleiben; er, Maximilian würde es gerne sehen und begehrte es, daß Churpfalz das Vicariat nach altem Herkommen auf dem Reichstage führen möchte; wenn aber der Churfürst es nicht persönlich versehen wollte, so würde er, Maximilian, Commissarien ernennen, den Rechten des Churfürsten unbeschadet g).

Obgleich die Könige von Frankreich, vor und nach Karl VIII. nicht selten das Mittel gebrauchten, einem Pabste, der nicht nach ihrem Sinne war, dadurch wehe zu thun, daß sie ein Concilium gegen ihn errichteten, und ihn mit der Absetzung bedrohten, wie noch im Lauf dieser Geschichte ein Exempel davon vorkommen wird; so hatte man doch diesesmal am Französischen Hofe dergleichen Absicht nicht. Allein da man sich in Italien so sehr vor einem zweyten Besuch der Franzosen fürchtete, wozu Karl VIII. wirklich Anstalten machen ließ; da selbst Pabst Alexander VI. deswegen besorgt war, so geschah es theils auf sein Verlan-

g) Müller l. c. p. 6.

Verlangen, theils aus eigener Bewegung, daß Herzog Ludwig jene Unterredung mit Maximilian in dem Flecken Mats verlangte. Maximilian gewährte sie ihm, und nun beredete ihn der Herzog nach Bormio im Mailändischen zu kommen. Hier war es, wo der Herzog selbst und die Gesandten der Venetianischen Bundesgenossen, insbesondre aber der päbstliche Legat alle Beredsamkeit, die den Italienern dieser Zeit eigen war, anwandten, um ihm die Gefahr, die ganz Italien und den päbstlichen Stuhl bedrohte, als recht groß und dringend vorzustellen, und der Legat insbesondre ermahnte ihn, die alten Kaiser in der Beschützung Italiens nachzuahmen [h]). Maximilian also malte in seinem Ausschreiben an die Stände die Gefahr, worin sich der Pabst wegen Frankreich befände, nicht größer, als er sie selbst nach den Versicherungen des päbstlichen Legaten glaubte.

Die dringenden Vorstellungen dieses Legaten, und noch mehr die des Herzogs bewegten endlich Maximilian, daß er ihnen so gar versprach, mit den wenigen

h) Ghilini de Maximiliani Caesaris in Italiam adventu, ap. Freher, T. III. Dieser Ghilini ist in dem, was er in seiner kleinen Schrift, von Maximilians Italienischer Expedition 1496. erzählt, glaubwürdiger, wie Guicciardini. Er war Rath und Secretär bey Ludwig Sforza, und also gewissermaßen ein Augenzeuge. Erst nach seinem Tode gab sein Sohn diese kleine Schrift heraus, und eignete sie dem Cardinal di Santa Cruce zu, den der Pabst an Maximilian bey dessen Ankunft in Italien sandte, also an einen, der ebenfalls ein Augenzeuge und eine Hauptperson, der darin enthaltenen Begebenheiten war. Guicciardini ist sehr partheyisch gegen Maximilian, wie gegen alle, die Feinde oder nur nicht Freunde von Florenz gewesen waren.

nigen Truppen, die er in der Nähe hatte, zu ihnen über die Alpen zu kommen, denn der Herzog versicherte ihn, die Franzosen hätten den Italienischen Staaten schon das Messer an die Kehle gesetzt; Maximilian möchte nur kommen mit so wenig Mannschaft er wollte; das bloße Gerücht von seiner Ankunft würde jetzt mehr Wirkung thun, als in der Folge große Armeen, denn die Feinde würden sich auf die Nachricht von seiner Gegenwart in Italien abschrecken lassen, etwas zu unternehmen [i]. Maximilian ließ sich erbitten, so klein auch die Mannschaft war, die er in der Geschwindigkeit zusammen bringen konnte. Er rechnete darauf, daß die deutschen Stände ihm ungesäumt mit ansehnlicher Macht folgen würden, so bald sie nur erführen, wie die Lage der Sachen in Italien beschaffen wäre.

Indessen war die Gefahr, die Ludwig Sforza durch Maximilian abwenden wollte, von selbst verschwunden. Karl VIII. hatte seinen Vorsatz, einen Feldzug nach Italien zu machen, aufgegeben, entweder weil seine Minister es ihm auszurathen wußten, welche einsahen, daß Frankreich keinen Vortheil, aber wohl großen Verlust an Menschen und Geld davon zu erwarten hätte, oder weil die Finanzen so in Unordnung waren, daß man die Kosten dazu nicht aufbringen konnte, da man schon den ersten Feldzug mit geborgtem Gelde hatte unternehmen müssen, oder endlich weil der Herzog von Orleans dawider war, der als der nächste Prinz von Geblüte Bedenken fand, das Reich in einen auswärtigen Krieg zu verwickeln, zu einer Zeit, da man von dem schwächlichen unbeerbten Könige kein langes Leben erwarten konnte [k].

Maximi-

i) Ghilini l. c. p. 97.

k) Guicciard. lib. III. Daniel Vol. VIII. p. 262 seq.

Maximilian kam eben mit einer sehr kleinen Mannschaft, die aus fünfhundert Reutern und acht Fahnen Fußvolk soll bestanden haben, in Italien an, als man hier diese Nachrichten aus Frankreich erhalten hatte. Da aber die Franzosen noch hin und wieder Truppen in Italien hatten, so that Maximilian den Vorschlag, diese, besonders aus den Posten an den Alpen zu vertreiben, sich aller dortigen Zugänge zu bemeistern, und dadurch Italien vor neuen Französischen Einbrüchen sicher zu stellen. Wider diesen Vorschlag, den Maximilian mit so vieler Aufrichtigkeit that, der so offenbar auf das wahre gemeinschaftliche Interesse der Italienischen Staaten abzweckte, machten die Venetianer die elende Einwendung, daß es besser seyn würde, die Franzosen lieber nicht aufs neue zu reizen [l]). Diese Einwendung war aber eigentlich nichts weiter als ein Vorwand, hinter dem sich die Eifersucht der Venetianer gegen den Herzog versteckte. Unter den Posten, deren Besitznehmung Maximilian vorschlug, war insbesondre die ziemlich beträchtliche Stadt Asti. Diese Stadt und die übrigen Oerter in den Alpen, würden, wenn man sie nach Maximilians Rath eingenommen, vermöge ihrer natürlichen Lage, dem Herzoge von Mailand zu Theil geworden seyn, und diesen Zuwachs an Macht gönnten ihm die Venetianer nicht, die keinen mächtigen Nachbar verlangten. Der furchtsame Ludwig Sforza getraute sich nicht, den Venetianern zu widersprechen.

Maximilian verbarg ihnen nicht, daß er ihre Abneigung nicht begriffe gegen einen Plan, der so leicht und der einzige war, dasjenige zu erlangen, um

l) Ghilini l. c. p. 101 seq.

dessentwillen sie ihn so sehr gebeten hätten, seine Ankunft zu beschleunigen, nämlich Italien vor Frankreichs Uebermacht sicher zu stellen. Er wollte hierauf nach Deutschland zurück, und seinem Ruhm würde es sehr vortheilhaft gewesen seyn, wenn er bey diesem Vorsatz beharret hätte, wenn er sich nicht von dem Herzoge von Mailand zu Unternehmungen hätte verleiten lassen, die theils den großen Absichten, womit er sich bis dahin beschäftigt hatte, nicht angemessen, theils von der Beschaffenheit waren, daß er sie nicht hätte anfangen müssen, ohne sich vorher mit Geld und Volk hinlänglich auszurüsten.

Die Republik Florenz stand mit Frankreich im Bunde. Die Stadt Pisa hatte seit dem Neapolitanischen Feldzuge Karls VIII. das Joch der Florentiner, das sie lange getragen, abgeworfen, aber sie hatte Mühe sich bey der wieder erlangten Unabhängigkeit zu behaupten. Sie schien mit ihren eigenen Kräften dem Streit gegen Florenz nicht gewachsen. Die Venetianer und der Herzog von Mailand lauerten auf die Gelegenheit, das geschwächte Pisa dahin gebracht zu sehen, daß es sich der Herrschaft des einen oder des andern unterwerfen müßte. Der Herzog glaubte jetzt das beste Mittel gefunden zu haben, diesen Zweck zu erreichen. Er stellte Maximilian vor, daß da Florenz so wohl als Pisa vom Reiche abhängig wären, er als Oberhaupt desselben der rechtmäßige Richter wäre, diesen Streit zu entscheiden; daß die Florentiner sehr französisch gesinnet wären, und Frankreichs Unternehmungen in Italien durch Geldunterstützungen und auf allerley Art und Weise beförderten; daß Maximilian sehr wohl thun würde, die Stadt Pisa in Schutz zu nehmen. Des Herzogs eigentliche Absicht hiebey war, zu verhüten, daß die Stadt Pisa nicht unter Venetianische Herrschaft käme, vielleicht

hoffte

hoffte er gar, in der Folge es dahin zu bringen, daß Maximilian ihm den Besitz dieser Stadt überlassen sollte. Die Venetianer erriethen diese Absicht des Herzogs, billigten gleichwohl seinen Vorschlag, weil sie schon Mittel wußten, ihn zu vereiteln. Auch Maximilian ließ ihn sich gefallen und ließ den Florentinern durch zwey Gesandte andeuten, daß sie dem gemeinschaftlichen Bunde zu Italiens Vertheidigung beytreten, daß sie alle Feindseligkeiten gegen Pisa einstellen, daß sie ihre Klagen gegen diese Stadt bey ihm vorbringen sollten; das nämliche hätte er den Pisanern befohlen; er wollte ihren Streit als ihr rechtmäßiger und als ein unpartheyischer Richter entscheiden m). Die Florentiner antworteten, sie könnten sich auf nichts einlassen, bis ihnen Pisa wieder eingeräumt wäre. Diese Antwort brachte Maximilian auf, daß er um so viel eher sich von dem Herzoge bereden ließ, die Florentiner anzugreifen, und ihren wichtigen Haven Livorno zu belagern. Die schlauen Venetianer erreichten also alle ihre Zwecke; die Florentiner wurden noch mehr geschwächt durch diesen neuen Krieg mit Maximilian, und nach Pisa hatten sie indeß hinlängliche Truppen gesandt, unter dem Vorwande, diese Stadt gegen die Florentiner zu decken, in der That aber zu verhüten, daß Maximilian sie nicht besetzen ließe.

Zu der Belagerung von Livorno ging Maximilian selbst mit sechs Venetianischen Galeeren und einigen Gennesischen Transportschiffen von Genua ab, worauf sich tausend Mann Deutschen Fußvolks befanden. Fünfhundert Reuter und tausend Mann zu Fuß, ebenfalls Deutsche, traten den Marsch dahin zu Land an, so wie auch Mailändische und Venetianische

m) Guicciardini lib. III. p. 329.

nische Truppen. Nachdem Maximilian gelandet war, sollte die Flotte den Hafen sperren. Allein sie wurde durch einen heftigen Sturm zerstreut. Dagegen liefen einige Französische Frachtschiffe mit Lebensmitteln und Truppen, die nach Gaeta in Neapel bestimmt waren, zu Livorno ein, so daß der erste Plan, den Maximilian gemacht hatte, die Stadt durch Abschneidung der Zufuhr zu zwingen, vereitelt wurde. Eine förmliche Belagerung würde schon bey der späten Jahrszeit und dem anhaltenden Regenwetter große Schwierigkeit gehabt haben. Allein eine unerwartete Entdeckung, die Maximilian machte, ließ ihn auf einmal die Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen einsehen. Die Venetianer meinten es nicht redlich mit ihm; der Senat von Venedig gab dem Anführer seiner Truppen vor Livorno heimlich Befehle, ihrer eignen Truppen aufs möglichste zu schonen [n]). Voll Unwillens hierüber brach Maximilian plötzlich auf und ging nach Deutschland zurück.

1496. 2. Aug. Hier war unterdessen der Reichstag zu Lindau angegangen. Als seine Commissarien hatte Maximilian seinen Statthalter, den Grafen Adolf von Nassau, den Ritter Hans Jacob von Bodner den ältern, den Ritter und Doctor Conrad Stürzel, kaiserlichen Hofrath und tyrolischen Kanzler hingesandt. Von geistlichen Ständen waren der Churfürst von Mainz, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Worms, von Chur, von Costnitz, und von Augsburg, nebst einigen andern, in allen zehn, und einige Aebte und Prälate persönlich zugegen. Von weltlichen Ständen erschienen bloß Erzherzog Philip von Oestreich, Herzog Albrecht von Sachsen und einige

n) Ghilini l. c. p. 103. 104.

nige Fürstenmäßige Grafen. Die übrigen Stände hatten theils ihre eigene Gesandten hingeschickt, theils den Gesandten anderer Aufträge gegeben. Der Churfürst von der Pfalz und der von Sachsen erschienen weder in Person, noch durch Gesandte.

Die kaiserlichen Commissarien machten den Anfang der Rathschlagungen mit der Klage, daß so wenig vom gemeinen Pfennig eingekommen; daß einige Städte sich ganz geweigert, ihn zu entrichten; daß es gleichwohl des kräftigsten Beystandes der Stände bedürfe, wenn die Rechte des Reichs in Italien, mit denen es sehr mißlich aussähe, nicht ganz sollten verloren gehn; sie verlangten daher im Namen des Kaisers, Hülfe, Rath und Beystand sowohl zu seinem Römerzuge, als zur Aufrechthaltung seines Ansehns in Italien, wider Frankreichs Bestrebungen, solches zu verdunkeln. Maximilian schrieb selbst aus Italien an die Versammlung. Er schrieb an einzelne Stände, an einzelne Fürsten, an einzelne Städte. Dem Churfürsten von Sachsen versicherte er in einem eigenhändigen Schreiben, „er würde ein Land darauf „verwettet haben, daß ihn die Deutschen nicht so würden „verlassen haben; er hätte unermeßlichen Schaden da„durch erlitten; sein Römerzug sey dadurch aufgehalten; „er hätte die Truppen auf eigne Kosten unterhalten „müssen; er würde die Sache aufgeben, wenn er es „nicht für Pflicht hielte, wozu er sich dem Reiche an„heischig gemacht.“ In einem andern ebenfalls eigenhändigen Schreiben an den nämlichen Churfürsten drückt er sich so aus: „In die Harr (Länge) wird uns „das Spiel schwer fallen: es liegt alles an euch Deut„schen: ihr mögt all samt eurem König Ehre erlan„gen, das in hundert Jahren hernach zu geschehen,

„solche Ehre zu erlangen, unmöglich wird [o]).“ Die Stände antworteten auf des Kaisers Schreiben, sie wären bey weitem nicht alle beysammen; er mögte einen andern Tag ausschreiben, an einer gelegenern Mahlstadt wo man mehr Platz, bessere Herbergen und bessere Gelegenheit hätte, die nöthigen Bedürfnisse zu bekommen; er möchte verfügen, daß sich alle Stände dahin einfänden, weil es eine zu wichtige Sache wäre, als daß sie allein darüber handeln könnten [p]). Ob sie gleich solchergestalt dem Kaiser nicht die geringste Hoffnung machten, daß er von ihnen einigen Beystand erhalten würde; so beschlossen sie doch, daß der gemeine Pfennig unverzüglich gegen die Mitte der nächsten Fasten an die bestellten Schatzmeister zu Frankfurt sollte ausgezahlt werden; kein Stand sollte mit dieser Ausbezahlung auf den andern warten; mit diesem Gelde sollte alsdenn Kriegsvolk angeworben werden. Gegen eben die Zeit beschlossen sie, einen neuen Reichstag in Worms zu halten, und alsdenn Entschließungen zum Besten der Christenheit und des Reichs zu nehmen [q]).

In allen Beschlüssen dieses Reichstages zeigte sichs deutlich, daß die sämtlichen Mitglieder des Deutschen Staatskörpers bey sich überzeugt waren, daß eine Verbindung, wie diejenige, durch die sie zu einem Ganzen verknüpft waren, nicht auf auswärtige Eroberungen, noch überhaupt auf Unternehmungen ausserhalb der Gränze abzielen könnte; daß sie sich lediglich auf die Vertheidigung und Erhaltung dieses Körpers vermittelst der Ruhe und des Friedens unter

seinen

o) Müller l. c. p. 175.

p) Idem l. c. p. 32.

q) Idem l. c. p. 28. id. p. 114.

seinen Mitgliedern einschränken müsse. Auf diesem Reichstag erschienen Gesandte von dem Heermeister in Liefland. Er verlangte Beystand vom Reiche wider die Russen, die man damals noch die Muscobiter nannte. Der Zaar Ivan hatte schon vor zehn Jahren dieses Land, das der Deutsche Orden, als eine eroberte Provinz besaß, angegriffen und diesen Angriff seitdem öfter wiederholt. Der damalige Heermeister, Walter von Plettenberg, aus Westphalen, war ein junger, tapferer, kluger Mann. Er hatte die Russen verschiedenemal zurückgeschlagen. Allein der Orden konnte es in der Länge nicht aushalten. Der Besitz von Liefland brachte dem Reiche zwar unmittelbar keinen Nutzen. Aber es war für die Städte von der Hanse ein Verlust, wenn Liefland nicht mehr unter Deutscher Herrschaft bleiben sollte. Sie allein führten damals den Handel dahin, der so wichtig ist. Hätte man eingesehen, daß der Reichthum, den diese Städte durch ihre Handlung erwarben, auch für das ganze übrige Deutschland Gewinn war, so würde man ihretwegen den Norden unterstützt haben — die Stände zu Lindau beschlossen, wegen der Hülfe, die der Heermeister von Liefland verlangte, auf der nächsten Versammlung zu handeln r).

1485.

Dieser Reichstag beschäftigte sich noch mehr mit Polizeygesetzen, als der Wormser von vorigem Jahre. Man entwarf eine neue Kleiderordnung, über die man aber erst auf der nächsten Versammlung etwas beschließen wollte. In der Zwischenzeit sollte jeder die Sache überlegen. Jeder Fürst, jede Obrigkeit sollte in ihren Landen die großen kostbaren Hochzeiten abschaffen. Das Zutrinken sollte allenthalben auch in Feld-

r) Müller l. c. p. 112 — 118.

Feldzügen verboten seyn. Jeder Fürst, jede Obrigkeit sollte ihren Pfeifern, Trompetern und Spielleuten hinlängliche Besoldung geben, damit sie andre Leute unbesucht und unbelästigt ließen. Man hielt es für sehr nöthig, die Ueberflüßigkeit der Narren abzuschaffen und nicht länger zu leiden, daß ihnen so leicht, wie bis dahin geschehen war, Schilde, Ketten und Ringe der Herren oder adlicher Personen angehängt oder gegeben würden. Auf der nächsten Versammlung sollte ein Entschluß darüber gefaßt werden und in der Zwischenzeit jeder die Sache daheim bedenken. Die Obrigkeit eines jeden Orts sollte die übermäßige Schwefelung des Weins verhüten [s]).

Aufgeschoben auf den folgenden Reichstag wurde die Sache wegen der Unterhaltung des Kammergerichts. Es war wegen Geldmangels noch nicht völlig besetzt, und die angesetzten Personen empfingen ihren Sold nicht richtig. Sie hatten ihre Verlegenheit vorgestellt. Der Reichstag sandte an Maximilian und verlangte von ihm für den Unterhalt des Gerichts zu sorgen. Maximilian antwortete, die Schuld, daß dieses nicht geschehen, läge an den Ständen, die mit Abtragung des gemeinen Pfennigs so saumselig wären. Er erbot sich aber das Kammergericht ein Jahr lang aus seiner Schatzkammer zu Jnspruck zu besolden [t]). Es wurde beschlossen, daß sie indessen ihren Gehalt aus dem gemeinen Pfennig bekommen sollten [v]).

Aufgeschoben wurde auch die Sache wegen der Beschwerde gegen den Pabst in Betreff der Benefi-

cien

s) Müller l. c. p. 114. seq.

t) Idem l. c. p. 38.

v) Idem l. c. p. 114. seq.

cien, die er den Concordaten zuwider, Ausländern zuzuwenden suchte. Aufgeschoben die Sache wegen der geistlichen Gerichte, die zu sehr ausgedehnt wurden. Auch sollte auf der nächsten Versammlung wegen der Zigeuner gehandelt werden. Man glaubte Anzeigen zu haben, daß diese Landstreicher Ausspäher und Kundschafter wären, von den Ungläubigen ausgesandt, die Schwäche der christlichen Länder zu erforschen. Jeder sollte daher in der Zwischenzeit auf die besten Mittel denken, dieses zu verhindern [u]). Mit diesen und andern Angelegenheiten von ähnlicher Natur beschäftigte sich die Versammlung bis zum folgenden Frühjahr, da sie erst auseinander ging. 1497 9. Febr.

In Italien waren die Sachen auf dem nämlichen Fuß. Ferdinand von Aragon war im vorigen Jahr gestorben, da er die Wiedereroberung seines väterlichen Reichs beinahe vollendet hatte. Er hinterließ keine Erben. Ihm folgte sein Vatersbruder, Friedrich, durch Begünstigung der Großen sowohl als des Volks von Neapel, und der Pabst gab ihm die Lehn. Die wenigen Französischen Besatzungen, die hin und wieder noch übrig waren in diesem Reiche, mußten sich eine nach der andern ergeben, weil man sich in Frankreich zu wenig um sie bekümmerte. Karl VIII. schien bisweilen geneigt wieder nach Italien zu gehen. Allein sein Hang zu Vergnügungen, Geldmangel und die Intriguen bey Hofe verhinderten es. Indessen mußte man in Italien immer seinetwegen besorgt seyn, so lange seine Ansprüche durch keinen Frieden abgethan waren. Der Venetianische Bund dauerte fort. Aber der Spanische Hof machte den Anfang,

1497.

u) Müller l. c. p. 114. seq.

Anfang, sich von ihm zu trennen, indem er einen Waffenstillstand, vom fünf und zwanzigsten März bis zum ersten November, mit Frankreich einging; ein Stillstand, der bey den Italienern allerley Besorgnisse erweckte, ohnerachtet Friederich, der neue König von Neapel, mit eingeschlossen wurde. Die Folge rechtfertigte die Vermuthungen der Italiener.

1497. 9. Apr. In Deutschland wurde der Reichstag, der nach der zu Lindau genommenen Abrede, zu Worms sollte gehalten werden, wirklich zur bestimmten Zeit eröffnet. Maximilian war aber nicht persönlich zugegen, ob er gleich schon im vorigen Herbst aus Italien nach Deutschland zurückgekommen war. Er ließ den Ständen durch seine bevollmächtigten Räthe erklären, „daß Se. königl. Maj. für unfruchtbar und undienstlich ansähe, auf den Bescheid zu Lindau und das „Ausschreiben des königlichen Tages, ichtiges zu „handeln oder zu schließen, der gemeine Pfennig sey „denn zuvor wieder bewilligt und zugesagt, gen Frankfurt erlegt, und den verordneten Schatzmeistern anvertrauet; der gemeine Pfennig sey eine Wurzel und „Erhaltung des Friedens, Rechts und aller fürgenommenen Ordnungen, alldieweil, wenn der seine „Fügung nit erlangen möge, die bemeldeten Dinge nit bestehen würden x).

Von weltlichen Fürsten war diesesmal kein einziger erschienen, von den geistlichen war ein Bischof und ein Abt; Gesandte waren nur von acht weltlichen, von zehn geistlichen Fürsten und von einigen Städten zugegen. Von den Churfürsten hatte sich blos der von Mainz, Berthold, in Person eingefunden.

x) Müller p. 151.

den. Eine so offenbare Gleichgültigkeit, wie die meisten Stände durch ihr Ausbleiben gegen die Angelegenheiten des Reichs bewiesen, schmerzte diesen Churfürsten dergestalt, daß er in der Versammlung in folgende Worte ausbrach, aus welchen man seine Gedanken von der damaligen Lage des Reichs und seine Gesinnungen in Ansehung verschiedener Punkte erkennen kann.

Die Gesandte hatten sich versammelt und gesetzt, als der Churfürst, äusserst gerührt über ihre so geringe Anzahl folgendermaßen anhub: „O liebe Herren „es geet gar langsam zu, es ist wenig Vleiß und „Ernst in den Ständen des Rychs, vom obern biß „zum undern, und billig zu erbarmen. Wollen wir „das also behalten, sehend wie das Rych so vast ab„nimt, und abgenommen hat? Der König von „Böhem ist und soll seyn ein Churfürst des Rychs, „was thut er dem Rych Hylf oder Bystand? Es „sind die Lande, Mären, Schlesien, bey kurzen Zy„ten vom Rych kommen, die doch dazu gehört ha„ben. By des großen Kaiser Karls Gezeiten sind „die Stende und großen Communen in Welschen „Landen, Lombardien, Mailand und dieselben Herr„schaften der Lande noch by dem Römischen Rych ge„wesen; auch noch ihrer etliche by Kaiser Sigmunds „Gezeiten, der sich viel abgezogen haben, und jetzt „dem Rych nicht mehr thun. Nicht destominder „blybt und wächst der Last des Rychs auf den übrigen, „die müssen demnach die Bürde des ganzen Rychs „tragen, wollen sie anders blyben. Es ist aber zu „besorgen, wo man sich nit anders, denn noch bis„her in die Sachen schicken, und getreulicher und vlys„siger sich zusammen stellen, daß ein der Tage etwan „ein fremder kommen, der uns alle mit ysernen Ru-

„ten regieren werde. Sehet zu, es will leider nie„mand zu Herzen gehen; es geht eins nach dem an„dern hinweg; will man nit anders und baß in die „Sachen sehen, so möchten wir eins alle zu schyttern „gehn. Es ist vormals zu andern Tagen, auch letzt„hin zu Worms davon geredet und obberkommen, daß „die merklichen Herrschaften und Lande, so dem Rych „zustehen, wenn die ledig würden und dem Rych „verfielen, nit wieder geliehen sollten werden, denn „mit Rath der Churfürsten; aber wie es gehalten „wird, weiß Gott wol. Das Herzogthum Mai„land was verfallen, ist wieder geliehen itzt in kurz; „seit man von dem nechst gehaltenen Tage zu Worms „abgeschieden, ist das Herzogthum Savoyen ledig „worden, und dem Rych heimgefallen, das hat un„ser Herr, der König wieder geliehen dem . . . . y), „der allerding der Franzosen Parthey, dem Rych „nit hold gewesen ist. Wollen wir damit das Rych „mehren und behalten, so dürfte es wohl Glücks. Ich „weiß nit wol wie ihm zu thun wär. Auch so ist „jetzt kommen ein Schrift us Preussen vom Mei„ster teutschen Ordens, der schrybt, wie der Herzog „von Musco die Schloß, so ihm angewonnen und „usgebrant waren, und sunder gar ein nemlichs wie„der ingenommen, und stärker, denn vor je gewesen, „gebuet, und hab die sinen Lygen stark auf die Chri„sten; derselbe Herzog von Musco ist vor mit den Chri„sten daran gewesen, und dem Türken helfen Wieder-

„stand

y) Hier ist eine Lücke in der Handschrift gewesen, aus der diese Rede copirt ist. Es hat aber der Name des damaligen neuen Herzogs von Savoyen, Philip, stehen sollen. Er war ein Sohn Herzogs Ludwigs, und Bruder Herzogs Amadeus IX. Maximilian belieh ihn mit Savoyen nach dem Tode Herzogs Karls II. der ein Enkel von Amadeus IX. war.

„stand thun: dennoch haben sie die Christen vast be„scheidigt; soll man ihnen beiden wehren, was will „denn draus werden? unser Herr Gott helf uns! Es „thut warlich noth, daß man olyßiger wäre, wollte „man anders das Rych in Wesen halten, und im „Staat und Wesen blyben. Es ist warlich vast er„schrecklich, und stellen sich die leufte so wilde an, daß „billig were, baß zu Herzen gefaßt würde, und ernst„licher zu den Dingen und Händeln gethan, damit „Einträchtigkeit im Rych würde. Es gefällt mir „nit wol, so ernstlich zu sagen, versiegelte Ord„nungen und anders zu machen, und denn so lang„sam oder gar nit Folge zu thun z)."

Diese Rede des Churfürsten, und allem Ansehn nach seine wiederholten ernstlichen Vorstellungen und obige Erklärung des Kaisers schienen Eindruck gemacht zu haben. Man beschloß dem Kammergericht den Rückstand seiner Besoldung vom ersten Jahr aus dem gemeinen Pfennig zu bezahlen, und auf das zweyte Jahr etwas auf Abschlag ebenfalls aus dem gemeinen Pfennig herzugeben. In der Folge sollte ihre Besoldung aus dem gemeinen Pfennig genommen, und wenn dieser nicht hinreichte, durch eine allgemeine Anlage aufgebracht werden. Auch kam der gemeine Pfennig jetzt häufiger ein. Und da Maximilian durch seine Bevollmächtigte verlangte, daß er, so viel davon in seinen und seines Sohnes Landen, wie auch in Jülich, Cleve und Berg eingegangen wäre, gleich heben dürfte, so bewilligte man nicht nur dieses, wiewol unter Bedingung, daß er Rechnung davon ablegen sollte, sondern man beschloß sogar auf sein Begehren, ihm auf Abschlag der hundert und fünf-

z) Müller l. c. p. 144.

funfzig tausend Gulden, die ihm auf dem vorigen Wormser Reichstage zu Führung des Krieges in Italien und wider die Türken bewilligt, aber noch nicht ausgezahlt waren, von dem eingegangenen gemeinen Pfennig etwas auszahlen zu lassen. Eine Gefälligkeit, die die Stände äusserst selten bewiesen, die aber auch bey unserm Leser in Gefahr ist, den Namen einer Gefälligkeit zu verlieren, wenn wir nun die Summe nennen sollen, auf die sie sich erstreckte. Es waren viertausend baare Gulden [a]). Müller, der in seinen beiden Folianten fast keine Zeile ohne gehörige curialische Gravität geschrieben hat, vergißt sich auf einmal bey Gelegenheit dieser viertausend Gulden und ruft aus: In quae nos reservasti tempora, domine! So sehr brachte ihn der Gedanke aus seiner Fassung, daß ein großer Römischer Kaiser bey so mächtigen Ständen um vier tausend Gulden baar Geld, wie Müller sich ausdrückt, flehen müßte.

Sonst wurde nichts erhebliches auf diesem Reichstag verhandelt, sondern nachdem Maximilian verlangt hatte, daß man ihn nach Freyburg in Brisgau verlegen sollte, so gab die Versammlung ihre Einwilligung dazu, beschloß, daß alle Stände sich daselbst
1497. entweder persönlich oder durch Gesandten einfinden
23. Aug. sollten, und ging sodann auseinander.

1498. Der zuletzt in Worms gehaltene Reichstag sollte nach Maximilians Verlangen und nach der Abrede der Stände noch im nämlichen Jahr 1497 um Michaelis nach Freyburg verlegt und daselbst fortgesetzt werden. Churfürst Berthold von Mainz und einige andere Stände verfügten sich auch nach besagter Stadt, so daß die Versammlung zwar nicht am bestimm-

a) Müller p. 149. it. 153.

stimmten Tage, den 28. Sept., aber doch nur einige Wochen später eröffnet wurde, welches in Betrachtung der gewöhnlichen Zögerung der Stände kaum als ein Aufschub zu betrachten war. Allein Maximilian selbst war diesmal derjenige, der am längsten ausblieb; er kam nicht eher hin, als im Januar des folgenden Jahrs 1498. Die Stände waren jetzt misvergnügt darüber und verschiedenemal willens auseinander zu gehen, welches auch geschehen wäre, wenn Churfürst Berthold von Mainz sie nicht durch sein Zureden zum längern Bleiben vermocht hätte.

Oben ist erwähnt, daß Carl von Egmond auf das Herzogthum Geldern und die damit verknüpfte Grafschaft Zütphen Anspruch machte, welche Länder von seinem Großvater an das Haus Burgund verpfändet waren; und daß er sich in den Besitz dieser Länder, durch Gunst der dortigen Stände, und durch Frankreichs bald heimlichen, bald öffentlichen Beystand gesetzt hatte. Er schickte Gesandten auf den ersten Wormser Reichstag 1495, die verlangten, man möchte ihm jene Länder als ein väterliches Erbe lassen. Da die Stände dieses abschlugen, so verlangte er, daß die Sache den Aussprüchen unpartheyischer Churfürsten und Fürsten möchte überlassen werden. Auch dieses wurde abgeschlagen[b]). Der Krieg dauerte also zwischen Karl von Egmond und Erzherzog Philip, als dem Besitzer der Burgundischen Staaten fort. Im December des Jahrs 1497 wurde ein Stillstand auf sechs Monate geschlossen. Während desselben bemühete sich Maximilian seinem Sohn ein paar Alliirte zu verschaffen, die im Stande waren, ihm wichtige Dienste zu leisten. Diese beiden Alliirten

b) Müllers Reichstagsth. I. Th. p. 485.

ten waren Herzog Wilhelm von Jülich und Berg und Herzog Johann von Cleve. Vermöge des Traktats, der zwischen diesen beiden Herzogen einerseits und dem Kaiser und seinem Sohne andrerseits, zu Freyburg geschlossen wurde, erhielten die Herzoge Befreyung von der Contribution des gemeinen Pfennigs. Maximilian und Philip sollten zu gleicher Zeit, wenn die Herzoge die Feindseligkeiten wider Geldern anfingen, ihre Truppen in dieses Land einrücken lassen und nicht anders als mit einmüthiger Einwilligung der Bundesgenossen Friede machen; Philip sollte jedem der beiden Herzoge den Sold für fünfhundert Mann Cavallerie und tausend Mann Infanterie, für jeden Cavalleristen monatlich acht Gulden Utrechtischen Geldes, für jeden Infanteristen vier bezahlen. Die Herzoge sollten das eroberte bis zur Bezahlung dieses Soldes behalten, der ihnen aber auch, wenn sie gleich nichts eroberten, binnen einem Jahr bezahlt werden sollte. Außerdem sollte dem Herzog Wilhelm von Jülich für seine Mühe und sonstige Kosten die Stadt und Herrschaft Erkelens nebst Montfort und denen davon abhängenden Aemtern und Zubehör auf Lebenslang, dem Herzog Johann von Cleve aber aus der nämlichen Ursache die Stadt Dorcum nebst tausend Gulden jährlich aus den Einkünften von Zütphen überlassen werden [c]).

Bis dahin hatte die Unthätigkeit des Französischen Hofes immer noch die übrigen Staaten, insbesondre die Italienischen in der Ungewißheit und in Zweifel gelassen. In diesem Frühjahr aber trug sich die wichtige Veränderung zu, daß Karl VIII. dessen schwache Gesundheit, Neigung zu den Vergnügungen und Veränderlichkeit in seinen Entschließungen jene

c) Müller II. Th. p. 192. Dumont T. III. P. II. p. 391.

jene Unthätigkeit hauptsächlich mit verursacht hatten, an einem Schlage starb. Ihm folgte in der Regie- 1498. rung, da er keine Erben hinterließ, der nächste Kron- 7. Apr. erbe, Herzog Ludwig von Orleans, dessen mehr thätiger Character so wohl als seine Ansprüche an das Herzogthum Mailand neue lebhafte Auftritte erwarten ließen. Um das Herzogthum Bretagne bey der Krone zu erhalten, ließ er sich von seiner übelgestalten Gemahlin, Jeanne de France, einer Tochter Ludwigs XI, die ihm dieser Despot aufgedrungen hatte, scheiden, indem er behauptete, nie bey ihr geschlafen zu haben; hierauf heirathete er die verwittwete Königin, Anna, Erbin von Bretagne [d]).

Diese Regierungsveränderung schien Maximilianen der rechte Zeitpunkt zu seyn, gewisse Ansprüche, die sein Sohn, als Besitzer der Burgundischen Staaten an Frankreich hatte, gelten zu machen. Vermöge des Friedens zu Senlis 1493 hatte Frankreich dem Erzherzoge zwar die Grafschaft Artois wieder eingeräumt, aber die drey Städte Aire, Hesdin und Bethüne inne behalten und dem Erzherzoge nicht eher als bis er majorenn geworden, überliefern sollen. Nachdem Erzherzog Philip die Regierung selbst angetreten, hatte er die Erfüllung dieser Bedingung von Frankreich verlangt; dieser Hof bestand aber darauf, diese Plätze nicht eher auszuliefern, als bis seine Ansprüche auf Lille, Douai und Orchies entschieden wären. Erzherzog Philipp hatte durch eine Gesandschaft, die er im vorigen Jahr an Karl VIII. abgeschickt, nochmals auf die Ueberlieferung jener drey Städte und zugleich auf die Wiederherausgabe des Herzogthums Burgund oder Bourgogne dringen

 lassen;

d) Daniel Vol. VIII. p. 299.

lassen; auf die abschlägige Antwort, die er bekam, machten er und sein Vater Maximilian Anstalten zum Kriege. Sie führten ihr Vorhaben aus, als nach Karls VIII. Tode Ludwig XII. die Regierung in Frankreich angetreten hatte. Maximilian ließ seine Kriegsvölker in Bourgogne einbrechen, wo aber nichts entscheidendes ausgerichtet wurde. Ludwigen XII. war dieser Krieg deswegen unangenehm, weil er seine Hauptabsicht darauf gerichtet hatte, seine Ansprüche auf Mailand durch die Waffen auszuführen. Er wünschte daher sich mit dem Kaiser und Erzherzog Philip zu vergleichen [e]).

In dieser Lage waren die Sachen, als in der Mitte des Sommers Maximilian zu Freyburg eintraf. Die Versammlung war weit zahlreicher wie die letzte Wormser, welches man vielleicht noch als eine Wirkung der ernsthaften Vorstellungen des patriotischen Churfürsten von Mainz ansehen konnte. Diesesmal waren fünf Churfürsten (Churpfalz und Böhmen fehlten) ein Erzbischof (von Magdeburg) fünf Bischöfe und zwey Fürsten, ein Abt und zwey Grafen persönlich zugegen. Gesandte waren erschienen von einem Erzbischof (von Salzburg), neun Bischöfen, dem Deutschmeister, sieben Fürsten, acht Prälaten, und neunzehn Städten [f]). Acht Tage nach Maximilians Ankunft ließ er der Versammlung durch seine Bevollmächtigten vorstellen, daß dem Kaiser auf dem ersten Wormser Reichstage zum Behuf seines Italienischen Feldzuges hundert und funfzigtausend Gulden zugesagt wären, um die weit aussehenden Unternehmungen des Königs von Frankreich zu verhindern.

e) Daniel Vol. VIII. p. 316.

f) Müller II. Th. p. 156.

dern. Aber von jener Summe wäre dem Kaiser der kleinere Theil erst in die Hände gekommen, das meiste sey noch rückständig; er hätte das seinige vorgestreckt, Italien zu retten, welches Land er auch in seine vorige Ruhe und alten Stand gesetzt, und einen zweiten Feldzug des Königs von Frankreich, den dieser sich vorgenommen gehabt, verhütet habe. Se. Maj. verlangte also, daß, was von jener Summe noch rückständig wäre, ihm aus dem gemeinen Pfennig oder auf andre Weise abgetragen würde. S. Maj. wollten dies Geld so anwenden, daß es dem Reiche nützlich seyn und zu Gute kommen sollte [g]). Gleich den Tag nachher ließ der Kaiser ihnen von selbst durch seine Räthe nähere Erläuterung geben, wozu er gegenwärtig das Geld, das er verlangte, gebrauchte, nämlich Kriegsvölker, die er in folgender Absicht angeworben, davon zu besolden. Frankreich wolle dem Erzherzog Philip verschiedene Städte seiner Erblande vorenthalten; Churfürst Friedrich zu Sachsen habe sich in den Handel geschlagen, und suche einen Vergleich zu vermitteln; der Churfürst erwarte die Antwort vom Französischen Hofe binnen vierzehn Tagen. Wenn diese Antwort billig ausfiele, so sollten jene Kriegsvölker zur Besitznehmung der Länder, die Frankreich tractatenmäßig an den Erzherzog herausgeben würde, dienen; widrigenfalls aber sollten sie Sr. Maj. und des Erzherzogs Lande beschützen. Sollte aber der letzte Fall eintreten, sollte Churfürst Friedrich durch seine Vermittlung Frankreich nicht zur Billigkeit bewegen, so hätte Se. Maj. die Zuversicht, bey den Ständen Hülfe und Beystand für sich und seinen Sohn zu finden [h]).

Es

g) Müller l. c. p. 158.

h) Idem p. 159.

Es sey, daß die Stände es für wichtiger hielten, die Grenzen des Reichs auf der Seite von Frankreich sicher zu stellen, oder daß es sie gereute, den Kaiser in Italien nicht besser unterstützt zu haben, und durch den schlechten Ausgang seines letzten Feldzuges den Ruhm des Reichs verdunkelt zu sehen — sie antworteten mit einer ungewöhnlichen Willfährigkeit, ob sie gleich nicht vergaßen, neue Bedingungen hinzuzufügen, die beweisen, wie fest sie über ihre einmal genommene Maximen hielten. Sie erklärten, daß, nach der Entschließung des ersten Wormser Reichstages zwar zuerst die Anleihe der hunderttausend Gulden, die damals dem Kaiser bewilligt wurde, vom gemeinen Pfennig bezahlt werden sollte; indeß wollten sie kaiserl. Maj. zu gut diesmal von dem gemeinen Pfennig noch so viel folgen lassen, als ihm an den hundert und funfzigtausend Gulden noch fehlte; jedoch sollte Se. Maj. zuvor von den Geldern, die sie in ihren, ihres Sohns, und der Herzoge von Jülich, Cleve und Berg Landen eingenommen, vorher Rechnung geben. In Ansehung der Französischen Angelegenheiten erklärten sie, daß sie, wenn Chursachsens Vermittlung von Frankreich nicht angenommen würde oder keinen billigen Vergleich zu Stande brächte, so wollten sie selbigen König durch Gesandten mit den besten Worten, die man finden könnte, bitten lassen, dem Erzherzoge die vorenthaltene Lande und Oerter vertragmäßig zurück zu geben; und würde der König von Frankreich sich weigern, so sollten die Gesandten ihm zu erkennen geben, daß die Stände Sr. kaiserl. Maj. und ihrem Sohn dermassen zugethan wären, daß sie dieselben keinesweges verlassen, sondern ihnen zur Erlangung dessen, was recht und billig, helfen und beystehen würden. Hiezu fügten sie noch die Bitte, daß der Kaiser als Haupt

und Herr, darob und daran sorgen möchte, den gemeinen Pfennig in Gang zu bringen [i]). Man findet keine Spur, daß Maximilian die Gelegenheit, die diese Bitte der Stände ihm gab, genutzt und Vorschläge, die Bezahlung des gemeinen Pfennigs besser zu betreiben, gethan hätte.

Maximilian bezeugte mit dieser Antwort der Versammlung große Zufriedenheit und erklärte sich bereit, ihrem Verlangen wegen abzulegender Rechnung Genüge zu thun. Insbesondere gefiel ihm ihre Erklärung wegen Frankreich; er nannte sie weislich und wohlbedacht und bat die Instruction für die Gesandten unverzüglich aufzusetzen, damit sie gleich abgehen könnten, sobald man erführe, daß Churfürst Friedrichs Vermittlung fruchtlos gewesen. Indessen verlangte er zu wissen, wie er es mit dem bereits angeworbenen Volke halten sollte; sie abzudanken, eh man mit Frankreich zur Richtigkeit gekommen, würde schimpflich seyn, und Frankreich würde alsdenn vielleicht sich sicher glauben und in seiner Unbilligkeit bestärkt werden; endlich würde es auch schwer halten, das Volk, wenn es erst auseinander, nöthigenfalls wieder zusammen zu bringen [k]).

Dieses letzten Punktes wegen ließ er den Ständen nicht nur öftere Vorstellungen thun, sondern redete auch selbst mit ihnen darüber. Er führte noch einen neuen Grund an, warum er das Kriegsvolk beybehalten müßte, nämlich des Kriegs wegen mit Karl von Egmond. Er zeigte ihnen auch an, daß der gemeine Pfennig in seinen Erblanden, Oesterreich,

i) Müller p. 161.

k) Idem p. 161. seq.

reich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol sieben und zwanzigtausend Gulden betragen hätte; wie viel in Schwaben, Brisgau und Sundgau eingekommen, darüber wäre ihm noch nichts berichtet; in Jülich, Cleve und Berg wäre er nicht aufgehebt (so heißt es in einem alten Protocoll). Eigentlich hatte Maximilian diese Lande davon befreyt in seinem Tractate mit den Herzogen (s. oben). In Erzherzogs Philips Landen hätten die gehorsamen erklärt, sie wollten den gemeinen Pfennig dann geben, wenn er ganghaft würde; die ungehorsamen hoffte er mit der Zeit durch Hülfe und Rath der Stände zum Gehorsam zu bringen [l]). Auf diese wiederholten Vorstellungen beschlossen die Stände, zehn tausend Gulden zu bewilligen, ob sie gleich für nothwendig hielten, zur Unterhaltung des Kammergerichts, zum Behuf der Gesandschaft nach Frankreich und zu andern zufälligen Bedürfnissen Geld in Bereitschaft zu haben. In Vergleichung der wenigen Neigung, die die Stände auf dem vorigen Reichstage hatten, des Kaisers Verlangen in Geldsachen zu befriedigen, war die Bewilligung von zehntausend Gulden ein Beweis, daß ihnen die Ehre ihres Oberhauptes diesmal nicht so gleichgültig war, als in vorigem Jahre. Sie hatten indessen noch einen andern Bewegungsgrund. Die Erhaltung des Kammergerichts und die Einführung neuer Policeygesetze schienen ihnen seit geraumer Zeit so wichtig, daß sie gern auf diesem Reichstage etwas gewisses in Ansehung dieser beiden Punkte ausmachen wollten. Sie fürchteten sich daher, dem Kaiser beständig abschlägige Antwort zu geben, damit er nicht etwa sich wegbegeben, und dadurch einen fruchtlosen Ausgang des Reichstages veranlassen möchte [m]).

Diese

l) Müller p. 164.

m) Idem ibidem.

Diese Antwort der Stände, die Maximilian natürlicherweise sehr gut aufnahm, machte ihm aber zugleich Muth, in eben dem Augenblick, da sie ihm ihre Antwort überbringen ließen, noch fünf tausend Gulden mehr zu begehren wegen der Menge der Söldner, die er angenommen hätte. Er wollte, fügte er hinzu, sichs gefallen lassen, wenn auch unter dieser Summe kleine Münze wäre. Die Stände waren auch dazu bereit, und man hatte überhaupt lange kein Exempel von so vieler Willfährigkeit gehabt, als sie auf diesem Reichstage bewiesen. Sie blieben bey dem, was sie nun schon gethan hatten, nicht stehen. Sie gingen noch weiter. Obgleich die Berechnung wegen des in Oesterreichischen, in Erzherzog Philips Landen und in Jülich, Cleve und Bergen gefallenen gemeinen Pfennigs, die man zur Bedingung gemacht hatte, nicht erfolgte, wegen entstandener Hindernisse, womit Maximilian sich entschuldigte; so verlor doch die Versammlung dadurch so wenig von ihrem diesmaligen guten Willen, daß sie dem Kaiser in allen noch ein und funfzigtausend Gulden aus dem gemeinen Pfennig zukommen liessen n).

Dieser Reichstag zeichnete sich auch noch durch mehr Ernst und Entschlossenheit aus, sowohl die innern als äußern Angelegenheiten des Reichs zu behandeln. Es wurde beschlossen, daß das Kammergericht von nun an aus dem gemeinen Pfennig sollte unterhalten werden. Es sollten theils zu diesem Behuf, theils zu andern vorkommenden Ausgaben beständig bey den Schatzmeistern zu Frankfurt sechs bis acht tausend Gulden vorräthig liegen o). Auf dem nächsten Reichstage sollte der Gehalt der dabey angesetzten

n) Müller p. 671.

o) Idem ibidem.

setzten Personen verbessert werden. Man beschloß, außer dem Kammerrichter, noch einen Grafen oder Freyherrn dabey anzusetzen, der des Kammerrichters Stelle, wenn dieser krank oder sonst verhindert wäre, vertreten könnte, damit Sachen, die Fürsten beträsen, und in denen nur ein Graf oder Freyherr sprechen konnte, nicht liegen blieben. Die noch ledigen Stellen der Beysitzer sollten unverzüglich besetzt werden. Die Sporteln wurden abgeschafft. Ueberhaupt wurde die ganze Einrichtung in vielen Stücken verbessert [p]).

Auch wurde eine bis dahin streitig gewesene Rechtsfrage, die Succession der Enkel betreffend, deren Eltern vor dem eintretenden Successionsfall verstorben, zu ihrem Vortheil entschieden. Zur Handhabung des Landfriedens, dessen Beobachtung denen sehr schwer fiel, die bis dahin auf ihren Schlössern aller Gesetze gespottet und durch Raub und Brand reich und furchtbar geworden waren, wurden kräftigere Maßregeln beschlossen. Es wurden in eben der Absicht verschiedene Bündnisse geschlossen. Es könnte zwar bezweifelt werden, ob Bündnisse das rechte Mittel waren; indessen bewiesen sie, wie sehr man die Nothwendigkeit fühlte, alles anzuwenden, das so festgewurzelte Uebel, das Faustrecht, völlig auszurotten. Der Inhalt der Bündnisse zeigt übrigens deutlich, daß sie aus keinen geheimen, eigennützigen Absichten geschlossen wurden. So gingen auf diesem Reichstage Herzog Ulrich von Würtemberg und Markgraf Christoph von Baden einen Bund ein blos zur Erhaltung guter Freundschaft und Nachbarschaft und zur Handhabung und Vollziehung des Landfriedens, als

p) Müller p. 672. seq.

als der auf acht Jahre Gott zu Lob, dem heilig. Reich zu Ehren, dem Pilgrim und aller Erbarkeit zum Vortheil gereichte. Eben des Inhalts war der Bund, den Churfürst Berthold von Mainz, Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Ulrich von Würtemberg auf diesem Reichstage errichteten q). Etwas sonderbar aber war es, daß man von den Schwäbischen Bundesgenossen verlangte, sie sollten, um den Landfrieden aufrecht zu halten, ihre Verbindung, die um diese Zeit zu Ende ging, verlängern. Viele Städte hatten, der großen Kosten wegen, nicht Lust dazu; sie wollten austreten. Man nöthigte sie eine Last noch länger zu tragen, an der das übrige Reich nicht den geringsten Antheil nahm, und die sie sich freywillig auferlegt hatten, um sich selbst den Schutz zu verschaffen, den das Reich ihnen nicht hatte gewähren können. Maximilian befahl es ihnen bey Verlust ihrer Rechte und Freyheiten, ja bey Strafe der Acht r). Einen merkwürdigen Beschluß machte die Versammlung, der darauf abzielte, der Verfassung mehr Consistenz zu geben. Alles, was auf dem nächsten Reichstage, den man wieder zu Worms halten, und am heil. Catharinentage eröffnen wollte, von den anwesenden Ständen beschlossen würde, sollte die Kraft haben, auch diejenigen, die weder persönlich noch durch Bevollmächtigte würden erschienen seyn, zu binden, eben so, als wenn sie gegenwärtig gewesen wären und ihre Einwilligung gegeben hätten s). Jedoch als dieser Artikel schon in dem Abschied eingerückt war, erinnerte man sich der Schwierigkeiten, die sich bey

q) Müller p. 246.

r) Id. p. 141. seq. Datt de P. P. p. 348.

s) Müller p. 682.

bey der Ausführung finden würden, so lebhaft, daß sie nun noch die Erklärung anhängten, daß sie in diesen, so wie in einigen andern Punkten nicht gebunden seyn wollten, falls der Abschied nicht von den Ständen, die damals nicht gegenwärtig waren, wenigstens von dem größten Theil derselben würde angenommen werden [t]).

In Ansehung des gemeinen Pfennigs, den die wenigsten Stände bezahlt hatten, wandte die Versammlung auch etwas mehr Ernst an, ihn einzufordern. Mit den anwesenden, die ihn noch nicht abgetragen hatten, wurde gehandelt, so daß sie zusagen mußten, sich gegen Michaelis damit einzufinden. An die abwesenden wurden ernstliche Mandate in des Kaisers Namen mit Rath der Churfürsten, Fürsten und Stände abgelassen, um sie zu unverzüglicher Erlegung dieser Auflage zu ermahnen. Man hielt auch für nöthig, auf Mittel zu denken, diejenigen, die sich in diesem Stück ungehorsam bewiesen, zum Gehorsam zu bringen. Allein die Rathschlagungen hierüber, wurden bis zum nächsten Reichstage aufgeschoben [u]).

Polizeysachen waren die liebste Beschäftigung der Reichstage in diesen Zeiten. Schon auf den vorigen, die unter dieser Regierung gehalten waren, hatte man von einer Kleiderordnung gehandelt. Man glaubte, daß auch in Kleidern der Unterschied der Stände müßte zu erkennen seyn. Ein besserer Grund war, daß durch einige köstlichere Arten Kleidung, die man aus der Fremde kommen ließ, das baare Geld aus der Nation geschleppt würde. Man hatte auf den beiden

t) Müller p. 685. seq.

u) Idem p. 670.

beiden letzten Versammlungen schon Entwürfe gemacht, die Pracht einzuschränken. Jetzt machte man eine Verordnung darüber, die in den Abschied eingerückt wurde. Bauern und Arbeitsleuten wurde verboten, anderes Tuch zu tragen, als zu einem halben Gulden die Elle. Handwerksleuten und ihren Knechten erlaubte man zu Hosen und Kappen Tuch, zu dreyviertel Gulden die Elle zu nehmen; aber zu Röcken und Mänteln sollten sie sich mit inländischen Tüchern, wovon die Elle nicht über einen halben Gulden käme, begnügen. Gold, Perlen, Sammt und Seiden, Zobel und Hermelin, auch gestickte Kleider wurden ihnen nicht gestattet. Doch erlaubte man ihnen Sammt zu Wamsen und ihre Frauen und Kinder durften ihre Kleider mit Sammt oder Seide verbremen. Reisige Knechte sollten kein Gold noch Silber noch Seide tragen, nicht einmal ihre Kleider mit Seide verbremen, nicht einmal ihre Brusttücher und Hauben mit Golde besetzen. Niemand sollte gefaltene Hemde, oder Brusttücher mit Gold und Silber, noch goldene oder silberne Hauben tragen, außer Fürsten, fürstenmäßige Grafen und Herren, und die vom Adel. Doch erlaubte man denen von Adel, die Ritter oder Doktoren waren, nur zwey Unzen Goldes in ihren Hauben zu tragen und nicht drüber; denen, die nicht Ritter oder Doktoren waren, nur zwey Unzen Silber und nicht drüber. Man hielt für nöthig auch auf Anständigkeit zu sehen. Jeder kurze Rock und Mantel sollte so lang gemacht werden, daß er hinten und vorn ziemlich und wohl decken möchte. Wegen der Spielleute und wegen der Narren wurden abermals Verordnungen gemacht. Es scheint, daß man viel Ueberlast von dieser letzten Gattung von Menschen hatte, daß sie sich aber an einigen Höfen unentbehrlich hatten zu machen gewußt. Man verordnete daher, wo jemand

mand dieselben nicht entbehren wollte, so sollte er sie so halten, daß sie andre Leute unbesucht und unbelästigt ließen. Wegen der Zigeuner glaubte man ausser Zweifel zu seyn, daß sie Ausspäher und Kundschafter wären, ausgesandt von Ungläubigen, die Schwäche der christlichen Lande zu erforschen. Sie söllten daher gegen die nächsten Ostern aus dem Lande geschafft werden, und wenn man sie nachher wieder auf Deutschen Boden betreten, und jemand gegen sie mit der That handeln würde, sollte er daran nicht gefrevelt noch Unrecht gethan haben v).

Um auf die auswärtigen Angelegenheiten zurück zu kommen, die auf diesem Reichstage abgehandelt wurden, so betraf die erste, wie wir gesehen haben, die Streitigkeiten zwischen Erzherzog Philip und dem Französischen Hofe wegen der Ansprüche, die jener auf das Herzogthum Burgund machte, und wegen einiger Orte, die Frankreich ihm, dem Frieden zu Senlis gemäß, hatte zurückgeben sollen, aber unter dem Vorwande zurückbehielt, daß man ihm erst seine Forderungen wegen gewisser anderer Plätze befriedigen sollte. Wir haben gesehen, wie die Stände auf diesem Reichstage sich erboten, dieser Sache wegen eine Gesandschaft an den Französischen Hof zu senden. Allein das Verlangen Ludwigs XII. sich auf der Seite von Deutschland und von den Niederlanden Friede zu verschaffen, um seine Absichten in Italien ungehindert auszuführen, machte eine solche Gesandschaft überflüßig. Durch die Vermittlung, die Herzog Renat von Lothringen und Churfürst Friedrich von Sachsen übernommen hatten, wurde ein Stillstand geschlossen. Vermöge desselben sollte Erzher-
1498. zog Philip in Besitz von Aire, Bethune und Hes-
2. Aug. din gesetzt werden, so bald Maximilian seine Trup-
pen

v) Müller p. 677.

pen aus Burgogne würde gezogen haben; seine Ansprüche auf Burgogne sollte Erzherzog Philip, so lange der König lebte, weder durch die Waffen noch durch den Weg Rechtens, sondern blos durch freundschaftliche Vorlegung seiner Gründe zu erlangen suchen, so wie der König seiner Seits sein Recht, das er an Lille, Douai und Orchies zu haben glaubte, auf keine andre Weise suchen wollte. Der König erließ dem Erzherzoge die Pflicht selbst an den Hof zu kommen, um die Lehn wegen Artois und Flandern persönlich zu empfangen. Ludwig schickte einen Gesandten, ihm diese Lehn zu ertheilen, in dessen Hände also der Erzherzog das Huldigungsgelübde ablegte[w]).

Ein gewöhnlicher Gegenstand der Rathschlagungen auf den Reichstagen war schon seit geraumer Zeit die Gefahr der Christenheit wegen der Nachbarschaft und Uebermacht der Türken, aber nie würde etwas darüber beschlossen. Diesesmal kamen Gesandte der Könige von Ungarn und Polen, die inständig um Hülfe baten. Der Polnische Gesandte, Nicolaus Rosenberger, that in einer langen lateinischen Rede einen Vorschlag zu einem allgemeinen Zuge, den alle christliche Fürsten wider die Türken vornehmen sollten. Allein die Stände beschlossen, die Ausführung dieses Vorschlages sey für die Deutsche Nation allein zu schwer. Sie wollten den päbstlichen Legaten bitten, sich zu dem heiligen Vater zu begeben, daß der als Vater der Christenheit seinen Rath und seine Hülfe dazu geben möchte. Sie wollten auch selbst deswegen Gesandte an ihn schicken; man hatte die gute Meinung von dem Pabst, er würde gern die Einkünfte

 von

w) Du Mont T. III. P. II. p. 396. Daniel Vol. VIII. p. 310. seq.

von Indulgenzen und Annaten dazu hergeben. Sie wollten auch Bothschafter an alle christliche Höfe und Stände senden und sie zu bewegen suchen, Abgeordnete auf den nächsten Reichstag zu senden. Allein diese Beschlüsse blieben auf dem Pappier x). Die Gesandten an den Pabst sollten auch noch den Auftrag bekommen, Se. Heiligkeit zu ersuchen, die Privilegien der Deutschen Nation nicht so sehr zu kränken, die sie dadurch, daß sie ihr Blut für den christlichen Glauben so oft vergossen, wohl verdient hätten; sie hofften sogar werth zu seyn, daß ihnen der Stuhl zu Rom noch mehrere ertheilte, statt ihnen die verliehenen zu ihrem großen Schaden zu nehmen; es wäre beschwerlich und ungebührlich, Dignitäten und Beneficien Deutscher Nation Ausländern, die der Deutschen Sprache unkundig, auch sonst nicht nach den Kirchengesetzen gehörig qualificirt wären, zu ertheilen. Die Art, wie diese Entschlüsse abgefaßt waren, schien zu beweisen, daß die Stände damals diesen Punkt sehr ernstlich nahmen und über die Eingriffe des Pabstes in die Rechte der Deutschen Kirche sehr misvergnügt waren, ob sie gleich hinzufügten, daß alle diese Vorstellungen Sr. Heiligkeit mit ziemlichen füglichen Worten geschehen sollten, auf das allerbeweglichste und früntlichste, damit die Sache zu Frucht entsprießen möchte y). Diese Gesandschaft ist aber wahrscheinlich nicht abgegangen, denn zwey Jahr nachher auf dem Reichstage zu Augsburg wurde das nämliche beschlossen.

x) Müller p. 229. seq. it. p. 681.

y) Idem p. 232. et p. 681.

Fünftes

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Fortdauernde Verbindung der Schweizer mit dem deutschen Reiche — Bemühungen verschiedener Mächte um die Freundschaft der Schweizer — Drohungen der deutschen Gesandten gegen dieselben — Anlaß des Krieges zwischen Maximilian und den Schweizern — und der Feindschaft zwischen den leztern und dem Schwäbischen Bunde — Bündniß der Schweizer mit Ludwig XII. — Ihre Siege — Verheerung des Engaddiner Thals — Niederlage des Grafen von Fürstenberg — Friede zu Basel.

Eine wichtige Angelegenheit, die noch auf dem Reichstage zu Freyburg vorkam, betraf die Schweizer. Auch auf den vorigen Versammlungen, denen zu Worms und Lindau, war einigemal von ihnen und von ihrem Betragen in Ansehung des Reichs die Rede gewesen. Ich habe geglaubt, was auf allen diesen Versammlungen über diesen Punkt vorging, bis auf dieses Kapitel versparen zu müssen, wo ich die Begebenheiten des Jahrs 1499 zu erzählen habe. Unter diesen verdient der Krieg mit den Schweizern die meiste Aufmerksamkeit. Es schien mir daher eine bequemere Ordnung zu seyn, wenn ich die Geschichte dieses tapfern Volks, in so weit sie mit der Geschichte Maximilians in Verbindung steht, nicht abgebrochen, unter verschiedenen Jahren, sondern hier in einer Reihe erzählte. 1499.

Ganz bis auf den Ursprung der Schweizerischen Freyheit zurückzugehn würde überflüssig seyn. Es ist genug zu bemerken, daß der Schweizerbund bey Ma-

ximilians Regierungsantritt nur erst aus zehn Cantons bestand; denn Basel, Schafhausen und Appenzell waren noch nicht aufgenommen. Von jenen zehn Cantons hatte sich noch kein einziger ausdrücklich vom Reiche losgesagt; einige so gar betrugen sich noch als Mitglieder desselben. Auf dem Reichstag zu Worms 1495 waren Abgeordnete von Lucern, Schweiz und St. Gallen zugegen [a]). Aber auf eben diesem Reichstage wurden Klagen über die Schweizer geführt, daß sie es wären, durch deren Hülfe der König von Frankreich, Karl VIII. so große Eroberungen in Italien machte. Und diese Klage war, was das Factum selbst anbetrifft, gegründet. Karl hatte seine schnelle Eroberungen, seiner besseren Artillerie und der Taktik und der Kriegszucht der Schweizer in seinem Solde zu danken. Guicciardini und Commines bezeugen es. Maximilian verlangte von den Deputirten der Eidgenossen zu Worms, sie sollten auch ihm sechstausend Mann in Sold überlassen. Die Deputirten antworteten, sie müßten es ihren Obern berichten. Allein die Churfürsten und Stände fanden rathsam im Namen des Reichs eine Botschaft an die Eidgenossen zu senden, wozu drey Ritter, Caspar von Mersburg, Landvogt vom Elsaß; Burchard von Andenlowe und Hanns Fuchs ernannt wurden. Ihre Instruktion ging dahin, zu verlangen, daß die Eidgenossen ihre Kriegsleute aus Frankreichs Diensten durch Strafbefehle zurückrufen, daß sie wider den Herzog von Mailand, als einen Reichsvasallen keine Waffen führen, und zehn oder acht, wenigstens sechs tausend Mann zum Kriege wider die Türken und wider Frankreich stellen sollten. Dieses wäre des Römischen Königs, als obersten Herrn ihrer aller und

a) Müller l. c. p. 344 seq.

und der ganzen Christenheit, wie auch der Churfürsten und Fürsten ernstliches Begehren, und der König wollte sich zu ihnen als frommen und treuen Unterthanen der Befolgung dieses Verlangens gänzlich und ohnzweifelich versehen haben [b]). Merkwürdig ist es, daß diese Hülfe auch wider Frankreich begehrt wurde, und daß die Instruktion über diese Punkte so lautet, als ob der Krieg wider diese Krone schon wirklich vom Reichstage wäre beschlossen gewesen, da doch die Versammlung zu einem solchen Entschlusse gar nicht geneigt war. Es scheint aber, daß sie es gerne wäre zufrieden gewesen, wenn Maximilian seine Absichten auf Italien mit Hülfe der Schweizer, ohne Anstrengung der übrigen Reichsmitglieder, hätte erreichen können.

Dies war eine glänzende Periode in der Geschichte der Schweizer. Ihre Siege über den Herzog Karl von Burgund hatte sie in ganz Europa als ein tapferes Volk bekannt gemacht. Aber so wie man sie näher kennen lernte, fand man, daß sie auch als ein kluges Volk große Achtung verdienten. Schon bewarben sich nicht blos ihre Nachbarn, sondern auch die entferntesten Mächte um ihre Freundschaft. Ihre Lage machte ihre Freundschaft insbesondre denen wichtig, die entweder schon Besitzungen in Italien hatten, oder suchten. Auf ihrem Versammlungstage zu Zürich im Februar 1496 erschienen Gesandte von allen den Mächten, die bey den Italienischen Unruhen interessirt waren, Gesandte vom Pabst, vom Kaiser, von Spanien, vom Herzoge von Mailand, von Venedig; Gesandte von Frankreich. Die Schweizer hatten das Vergnügen, daß alle Ueberredungs-

b) Müller l. c. p. 344. seq.

dungskünste, Schmeicheleyen und Versprechungen angewandt wurden, sie zur einen oder der andern Parthey zu ziehen. Die Venetianischen Bundesgenossen boten ihnen eine jährliche Pension von fünfhundert Franken mehr, als der König von Frankreich ihnen gab, wenn sie dem Bunde beytreten wollten; falls sie dazu nicht Lust hätten, und sie wollten nur versprechen, still zu sitzen, so versprachen die Bundesgenossen jedem Orte jährlich fünfhundert Gulden, und der Herzog von Mailand insbesondre versprach ihnen so lange er lebte, fünfhundert Ducaten, und Freyheit vom Zoll und Geleite [c]).

Auf der andern Seite ließ ihnen Herzog Ludwig von Orleans seine Ansprüche auf Mailand bekannt machen und versprach ihnen, wenn sie ihm zu dessen Eroberung helfen wollten, nicht allein große jährliche Pension und Befreyung von Zoll und Geleite, sondern auch die drey Landschaften Bellinzone, Lauwis und Lucarno. König Karl VIII. ließ ihnen zwar nichts versprechen, allein er ließ ihnen für den Beystand, den er von ihnen empfangen, auf eine Art danken, die einem ruhmliebenden Volke sehr schmeichelhaft seyn mußte. Außerdem wußten seine Gesandten die Herzen auf eine unwiderstehliche Art an sich zu ziehen. Sie gaben, die andern versprachen.

Die kaiserlichen Gesandten waren die einzigen, die, um ein Volk zu gewinnen, das seine eigne Wichtigkeit fühlte, einen ganz andern Weg betraten. Den einschmeichelnden Künsten der Franzosen arbeiteten sie mit Befehlen entgegen, sie geboten den Schweizern bey des Reichs Ungnade den Feinden des Reichs nicht anzuhangen. Bey so ungleichen Mitteln war es kein Wun-

c) Müller l. c. p. 36.

Wunder, daß die Schweizer der Drohungen der Ohnmächtigen nicht achteten und sich durch die schmeichelnde Künste des Mächtigern gewinnen ließen, und den sämtlichen Gesandten der Venetianischen Bundesgenossen die endliche Antwort gaben: sie stünden mit Frankreich in beharrlicher Vereinigung; sie könnten ihres Volks in so gefährlichen Zeiten nicht entbehren; sie könnten diejenigen der ihrigen, die schon in Französischen Diensten stünden, nicht zurückrufen; sie baten demüthig, der Pabst, dessen Gesandter auch mit Ungnade scheint gedroht zu haben, und der Kaiser möchten dies alles wohl betrachten, sie bey ihren Freyheiten verbleiben lassen und keine Neuerung wider sie, auch nicht in Ansehung des Kammergerichts verstatten [d]).

Man war in Deutschland sehr unwillig über diese Antwort. Man sah, daß die Schweizer sich als ein unabhängiges Volk betrugen, dies fand man unerträglich. Im Unwillen trieb man den befehlenden Ton gegen sie noch höher; auf dem Reichstage zu Lindau erklärte der Churfürst von Mainz ihren Gesandten, sie sollten dem Schwäbischen Bunde beytreten; es sey des Kaisers ernster Wille. Die Gesandten lehnten es ab; der Churfürst wurde heftig. In der Folge wurden die nämlichen Zumuthungen an sie wiederholt; man drohte, das Reich würde sie dazu zwingen. Die Schweizer gaben immer gesetzte und entschlossene Antworten [e]).

Seitdem Maximilian die Tyrolischen Lande seines Vetters Sigismund überkommen hatte, war er darauf bedacht gewesen, die Schweizer wieder in eine genauere

d) Stettler Schweizer Chronik p. 325. Müller ib.
e) Müller 2. Th. p. 36. 37. Stettler p. 326.

genauere Verbindung mit Oesterreich zu bringen. Die alten Ansprüche seines Hauses an dieses Volk, dessen Macht, wie sein Ruhm immer höher gestiegen war, aufs neue hervor zu suchen, dies erlaubten die damaligen Umstände nicht. Aber sie zu Bundesgenossen, zu Freunden zu haben, war ihm bey seinen Italienischen Absichten, äußerst wichtig, ja unentbehrlich. Mit ihnen konnte er alles, wider ihren Willen schwerlich etwas in Italien erhalten. Er wünschte daher sehr, den Bund mit ihnen zu erneuern, den sie mit seinem Vetter Sigismund im Jahr 1474 unter Französischer Vermittlung geschlossen hatten, worin allen Mißhelligkeiten mit vieler Vorsicht vorgebaut war, und worin beide Theile einander wider ihre Feinde Hülfe versprachen [f]). Allein die Schweizer bezeigten so wenig Lust zur Erneuerung dieser Richtung (so nannten sie diesen Bund) daß Maximilian einsehen mußte, wie wenig er Rechnung auf ihre Freundschaft machen konnte. Eben so vergeblich waren seine Bemühungen, sie zum Beytritt zum Schwäbischen Bunde zu bewegen. Hingegen hingen sie fest an Frankreich, und Maximilian mußte also nicht nur alle Hoffnung auf ihre Freundschaft fahren lassen, sondern sie auch als die Hauptstützen derjenigen Macht ansehen, über die er sich am meisten zu beschweren hatte. Auf der andern Seite hatte er durch alle diese Bemühungen bey den Schweizern den Verdacht erregt, daß er damit umginge, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Bey solchen Gesinnungen beider Theile konnten die geringfügigsten Streitigkeiten einen Zunder abgeben, das Kriegesfeuer zwischen ihnen zu entzünden.

Die Graubündner hatten damals noch keine Verbindung mit den Schweizern. Sie waren aber schon wie

f) Du Mont T. III. P. I. p. 474.

wie eine unabhängige Republik zu betrachten. Zwischen ihnen und der österreichischen Regierung zu Inspruck waren allerley Irrungen entstanden. Die Regierung ließ einige Oerter auf der Grenze, an die sie Anspruch machte, in Besitz nehmen; sie wollte die Schirmvogtey über das Kloster Münsterthal behaupten. Man kam anfänglich überein, die Sache durch Schiedsrichter zu entscheiden. Dazu wählte man die Bischöfe, Thomas von Chur, und als dieser starb, Friedrich von Augsburg, und Hugo von Costnitz. Maximilian hatte der Regierung zu Inspruck befohlen, diesen Weg lieber zu gehen, als Gewalt zu gebrauchen. Allein dieses Befehls ungeachtet, und obgleich die Sache schon vor die Schiedsrichter gebracht war, fuhr die Regierung doch mit Thätlichkeiten gegen die Graubündner fort, es sey, daß sie aus eigener Neigung gewünscht, die Sache durch die Waffen auszumachen, oder daß sie geglaubt, daß dieses selbst Maximilians geheimer Wunsch sey [g]). Die Graubündner ihrer Seits sahen den Krieg für unvermeidlich an, und um einem Feinde gewachsen zu seyn, von dem sie nicht mehr hofften, einen gütlichen Vergleich erlangen zu können, schlossen sie mit den Schweizerischen Eidgenossen zu Zürich einen ewigen Bund, da 1498. 13. Dec.
sie bis dahin eben nicht in freundschaftlichem Vernehmen mit einander gestanden hatten [h]).

Auf die Nachricht hievon berief Maximilian die Schwäbischen Bundesgenossen zu einem Tage nach 1499. 20 Jan.
Costnitz. Durch Hülfe des Schwäbischen Bundes hatte schon Kaiser Friedrich III. die Uebermacht des Bayeri-

g) Bilib. Birkheim. bell. Helvet. ap. Freher. T. III. p. 66. seq. Fugger VI. 2. p. 1109 seq.

h) Birkheim. ib. Fugger ib.

Bayerischen Hauses gebrochen. Den nämlichen Dienst sollte der Bund jetzo Maximilian wider die Schweizer leisten. Er war bereit dazu, er hatte schon einige Zeit her angefangen, seines ursprünglichen Zweckes, der sich auf die Erhaltung der Ruhe und gemeinschaftliche Vertheidigung einschränkte, zu vergessen, seitdem die Städte, die zu ihm gehörten, ihr ehemaliges Gewicht verloren hatten; seitdem die Fürsten, die Grafen und der Adel, den stärksten und größten Theil des Bundes ausmachten. Die Städte hätten einst gern sich mit den Schweizern vereinigt, die von Adel waren abgesagte Feinde der Schweizer; viele ihrer Vorfahren waren in der Schlacht bey Sempach geblieben; sie glaubten das Blut derselben rächen zu müssen. Auch hielten sie die Schweizer für Feinde, für Unterdrücker des Adels. Zu diesen Gründen des Hasses kam ihre große Meinung von der Macht des Bundes, der um diese Zeit eine stehende Armee von zehn tausend Mann auf den Beinen hielte. Damit glaubten sie die Bauern, so nannten sie die Schweizer, bald bezwingen zu können. Nach den Zeugnissen gleichzeitiger Geschichtschreiber, stieg die Zuversicht, die Vermessenheit der Kriegsvölker des Schwäbischen Bundes zu einem unglaublichen Grade. Um desto williger waren sie, auf der Versammlung zu Costnitz nach dem Verlangen des Kaisers, den Krieg wider die Schweizer zu beschließen.

Ihre Truppen stießen zu den Oesterreichern in Tyrol und auf dieser Seite nahmen die Thätlichkeiten ihren Anfang. Durch die Bemühungen der Bischöfe von Costnitz und von Chur wurde zwar noch ein Waffenstillstand geschlossen, der bis in die Mitte der Fasten dauern sollte. Während der Zeit sollte der Streit durch den schiedsrichterlichen Ausspruch dieser

beiden geistlichen Fürsten entschieden werden. Allein die Erbitterung war auf beiden Seiten zu groß; der Stillstand wurde bald gebrochen. Aber alle Versuche der Oesterreicher und Schwaben von Tyrol aus, theils in das Graubündner-Land, theils in das Rheinthal einzudringen, waren vergeblich; sie wurden in drey Gefechten bey dem St. Luciensteig, bey Treisen und bey Hard geschlagen [i]). Noch einmal wollten sich Churfürst Philip von der Pfalz, die Städte Strasburg, Basel und andre ins Mittel legen; aber kein Theil war mehr geneigt, den Vorschlägen des andern Gehör zu geben [k]).

Hingegen waren die Schweizer desto geneigter zu einem Bunde, den ihnen Ludwig XII. durch seine Gesandten antragen ließ. Dieser Bund mußte ihnen nicht nur wegen der guten Bezahlung lieb seyn, die ihnen Frankreich versprach, und den die Feinde der Schweizer damals als den einzigen Bewegungsgrund ihrer Zuneigung gegen Frankreich ansahen, sondern er verschaffte ihnen wesentlichere Vortheile. Denn da sie nun von zwey Seiten einen furchtbaren Feind zum Nachbar hatten, so war ihnen alles daran gelegen, die Freundschaft ihres noch mächtigern Nachbarn auf der dritten Seite mit Gewißheit zu erhalten. Aber auch dem Könige von Frankreich war diesmal die Freundschaft der Schweizer sehr wichtig, indem sie als die nächsten Nachbarn von Mailand, auf welches Herzogthum er seine Ansprüche jetzt ausführen wollte, seine Absichten am meisten hindern oder befördern konnten. Der Bund mit Frankreich wurde am 16. März dieses Jahrs 1499 zu Lucern geschlossen,

i) Birkheim. l. c.

k) Idem p. 70.

sen, auf zehn Jahr. Vermöge desselben versprach der König den Schweizern Hülfe und Beystand wider alle ihre Feinde auf seine eigene Kosten; er versprach ihnen jährlich, während dieser zehn Jahre zwanzig tausend Franken zu zahlen, die unter die zehn Cantons gleich getheilt werden sollten, so daß jeder zu seinem Antheil zweytausend Franken bekam; wenn Frankreich wegen eigener Kriege den Schweizern die versprochene Hülfe wider ihre Feinde nicht leisten könnte, so wollte es ihnen, außer obiger Pension vierteljährig zwanzigtausend Rheinische Gulden bezahlen. Die Schweizer sollten dem Könige ebenfalls wider seine Feinde Beystand leisten, wenn außerdem Schweizer freywillig in seine Dienste träten, so bezahlte er jedem monatlich vier und einen halben Rheinischen Gulden; kein Theil sollte Friede machen, ohne den andern Theil mit einzuschließen. Die Schweizer sollten den ihrigen verbieten, wider Frankreich zu dienen, und diejenigen, die es dennoch thäten, als Rebellen bestrafen; die Schweizer bedungen sich aus, nie wider den Pabst noch das Römische Reich, noch wider sonst jemand zu dienen, mit dem sie schriftliche Verträge oder Bündnisse hätten; sie versicherten aber in den Tractaten selbst, daß sie keinen dergleichen Vertrag oder Bund mit Ludwig Sforza hätten, wider welchen der König von Frankreich damals einen Kriegszug im Sinn hatte [1]).

Indessen hatten die Feinde der Schweizer, die auf der Tyrolischen Seite schon so stark waren, sich noch in zwey andern Gegenden häufig versammelt, um in die Schweiz einzubrechen. Das eine Heer, das über

1) Du Mont. T. III. P. II. p. 406. Müller 2. Th. p. 689.

über sechs tausend Mann betrug, hatte sich aus dem Brisgau, Sundgau und den benachbarten Gegenden zusammen gezogen. Die Schweizer konnten ihm nicht volle zweytausend Mann entgegen stellen, die sich oberhalb Basel setzten, aber beym Anmarsch des so viel stärkern Feindes sich in bester Ordnung zurück zogen. Die Kaiserlichen verfolgten sie, griffen sie bei Dorneck an, aber mit so vieler Zuversicht, daß sie von einem so viel schwächern Feinde, der aber entschlossen und zur Kriegszucht gewohnt war, geschlagen wurden [m]). Weit ansehnlicher war das Heer der Bundesgenossen, das sich bey Costnitz zusammenzog, um von da in das Thurgau einzudringen. Es betrug über acht oder nach andern über zehntausend Mann. Diese hatten den ersten Posten der Schweizer zu Ermelingen am Bodensee eingenommen, verbreiteten sich aber im Lande mit solcher Sorglosigkeit, und waren mit Plündern so geschäftig, daß die Schweizer sich indeß zusammenzogen, ihnen den Rückweg abschnitten, und sie alsdenn bey einem Walde, das Schanderloch genannt, überfielen. Den Schwei- 18. Apr.
zern verschaffte die Sicherheit ihrer Feinde, und der daraus entspringende Mangel aller Kriegszucht einen leichten Sieg. Dieser Mangel an Kriegszucht und jene Sicherheit waren so groß, daß sie kaum glaublich seyn würde, wenn sie nicht hinlänglich bezeugt wäre. Sie hatten ihr grobes Geschütz mit geplünderter Beute so sehr bepackt, daß sie geschlagen waren, eh sie mit der Abladung fertig werden konnten, um nur einen Schuß zu thun [n]). Diese so sehr verdiente Niederlage kostete den Bundesgenossen an die zweytausend

m) Fugger VI. 2. p. 1112. Birkh. l. c. p. 69.

n) Fugger ib. Birkh. l. c. p. 70.

tausend Mann. Die Schweizer sollen kaum ein paar Mann verloren haben, erlangten aber nicht nur alles wieder, was ihre Feinde zusammen geplündert hatten, sondern erbeuteten auch ihr grobes Geschütz und eine große Menge kleinen Gewehrs.

Von der Seite von Tyrol hatten die Oesterreicher einen abermaligen Versuch gemacht und waren über den Rhein gezogen, allein nachdem sie etliche Dörfer verbrannt, hatten sie sich zurückziehen müssen, und nun gingen die Schweizer siebentausend Mann stark über den Rhein ins Walgau im Tyrolischen. Die Oesterreicher funfzehntausend Mann, aufgebotenes Landvolk, hatten sich bey Frastanz verschanzt. Die Schweizer griffen sie gleichwohl an und siegten. Weil sie aber vernahmen, daß der Kaiser indessen selbst nach Costnitz gekommen war, und dort noch mehr Truppen an sich zog, so hielten sie es nicht für rathsam, sich länger zu verweilen. Sie begaben sich über den Rhein zurück, nahmen aber acht Geisseln mit für achttausend Gulden Brandschatzung, die sie von dem Walgau forderten °). Sie konnten überhaupt während dieses Krieges nicht gut über ihre Gränzen gehn; da der Feind weit zahlreicher wie sie, und immer von mehr als einer Seite einzudringen suchte, so mußten sie ihre Kriegsvölker so nahe zusammen halten, wie möglich, um der Gegend, wo die Gefahr am größten war, die nachdrücklichste Hülfe zu leisten.

Maximilian hielt sich bey dem Ausbruch des Krieges in den Niederlanden auf, wo er seinem Sohn hatte helfen wollen, Karl von Egmond aus Geldern zu vertreiben. Hier bekam er alle diese üble Nachrichten von dem Schweizerkriege. Die Schwäbischen Bun-

°) Fugger l. c. p. 1113. Birkh. p. 71.

Bundesgenossen baten ihn, mehr Macht anzuwenden, und von allen Seiten wurde ihm vorgestellt, daß ohne seine Gegenwart auf keinen guten Ausgang zu rechnen sey. Er schloß daher einen Stillstand mit Karln von Egmond, und zog mit den Kriegsvölkern, die er wider diesen hatte brauchen wollen, den Rhein hinauf nach Freyburg im Brisgau. Von hieraus ließ er Ausschreiben an die Deutschen Stände ergehn, worin er vorstellte, wie die Schweizer sich vom Reiche abgerissen, unbefugte Bündnisse geschlossen, sich die Grafschaft Habsburg und andre Herrschaften gewaltsamerweise unterworfen, und viel Fürsten und Herrn aus ihren Besitzungen vertriebn hätten. Er begehrte daher, daß sie ihm eiligst helfen sollten, die Schweizer zu bezwingen. Allein sie waren nicht geneigt, sein Verlangen zu erfüllen. So übel man auch auf die Schweizer zu sprechen war, weil sie sich als ein freyes Volk betrugen, so hatte man doch nicht Lust, sie unterjochen zu helfen. Diejenigen, die noch Truppen hergaben, sandten sie langsam und bei weiten nicht in der Anzahl ab, als der Kaiser verlangt hatte [p]). Die Versammlung aller dieser Truppen war zu Feldkirchen, wohin sich Maximilian von Freyburg verfügte. Die Stadt Nürnberg sandte vierhundert Mann zu Fuß und sechszig Reuter dazu mit rother Uniform; denn es war schon um diese Zeit, wie wir bereits oben bemerkt haben, in Deutschland gebräuchlich, die Truppen auf einerley Art zu kleiden; dieses kleine Korps wurde von Bilibald Birkheimer angeführt, einem Mann, der in seiner Person den muthigen und einsichtsvollen Krieger mit dem großen Gelehrten und geschmackvollen Schriftsteller vereinigte. Er hat die Geschichte dieses Krieges selbst in fliessendem Latein

p) Birkh. l. c. p. 71.

mit völliger Unpartheylichkeit und mit großer Urtheilskraft geschrieben. Sie ist mit Anmerkungen durchwebt, die einen sehr feinen Beobachtungsgeist verrathen, und sie ist überhaupt ein Werk, das ihm sehr viel Ehre macht.

Nachdem Maximilian die sämtlichen Truppen gemustert hatte; beschloß er selbst von Tyrol aus in das Engeddiner Thal einzubrechen. Um die Schweizer zu nöthigen, ihr Volk zu theilen, sollte ein andres Korps aus dem Sundgau und Brisgau bey Dorneck einzudringen versuchen. Allein die zu diesem Korps gehörigen Truppen erfuhren kaum, daß ihnen Schweizer entgegen kamen; als sie sich eiligst zurückzogen, ohne jedoch von den Schweizern verfolgt zu werden, die als bloßes Fußvolk sich nicht außer ihren Gebirgen wagten, wo sie mit Reuterey hätten fechten müssen [q]). Maximilian selbst war noch mit dem Zuge nach dem Enggeddin beschäftigt, als die Einwohner dieses Thals mit andern Schweizern durch das Münsterthal in denjenigen Strich von Tyrol einzudringen suchten, den man die Mulser Heide nennt. Dieses ist eine schöne, fruchtbare und stark angebaute Ebene oben in den Gebirgen, in derselben ist der Ursprung des Etschflusses. Die Oesterreicher hatten den Zugang zu diesem Lande so gut verschanzt, wie es damals üblich war, und auf das Gerücht von Ankunft der Schweizer eilte das Landvolk herbey, die Besazzung zu verstärken. Die Schweizer griffen sie zweymal vergeblich an; allein sie hatten einige Mannschaft abgesandt, die durch Nebenwege, wo es niemand erwartete, den Oesterreichern in den Rücken kamen. Es waren ihrer nicht viel und die Oesterreichische

q) Birkh. l. c. p. 75.

chische Reuterey war mehr wie hinlänglich im Stande, sie zurückzuschlagen. Allein diese wurde von einem panischen Schrecken ergriffen; sie glaubte von der ganzen Macht der Schweizer umringt zu seyn; sie nahm unverantwortlicherweise die Flucht. Das Fußvolk in den Verschanzungen, das nun seinen Rücken entblößt sah, folgte ihrem Exempel. Sie ließen an die tausend Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Die Schweizer rückten nun vorwärts, verbrannten die Städte Glurenz, Malb und alles, was in dieser Gegend bis nach Letz hin an Dörfern lag. Als sie aber hörten, daß der Kaiser selbst herankam, zogen sie nach ihrem eigenen Lande zurück [r]).

Als Maximilian in dieser Gegend angelangt war, am Fuß der Rhätischen Alpen, rathschlagte er mit seinen Generalen, welcher Weg in das feindliche Land zu nehmen sey. Die Gebirge zu ersteigen schien einigen unmöglich. Andere schlugen einen Umweg vor, durch den man in das Engeddiner Thal kommen könnte. Diesem Vorschlage gab Maximilian Beyfall, und da hierzu keine Reuterey gebraucht werden konnte, so wählte er funfzehntausend Mann Fußvolk, die von erfahrnen Wegweisern durch wenig bekannte Wege sollten geführt werden. Zu diesem Plane soll Maximilian, nach Birkheimers Aussage, dadurch bewogen seyn, weil er die Engeddiner für die Anstifter des Krieges angesehen habe [s]). Es ist aber zu vermuthen, daß er auch hiebey Rücksicht auf seine Italienische Entwürfe genommen, daß er sich des Engeddins und Valtelins hauptsächlich deswegen zu bemächtigen gesucht, weil diese Länder ihm einen be-

r) Birkh. ib.

s) Idem p. 76.

quemen Paß nach Italien verschaften. Bis dahin hatte er keinen andern als durch das Gebiet der Venetianer, und da er nicht darauf rechnen konnte, diese Republikaner zu Freunden zu haben, so war ihm daran gelegen, sich nach jenem Lande, das ihm so sehr reizte, einen Weg zu eröffnen, auf dem er keine Hindernisse von diesen eifersüchtigen Nachbaren zu befürchten brauchte.

Als die Armee einige Tage marschirt hatte, fing sie an großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden; denn in den Gebirgen wurden keine gefunden, und an Anstalten, sie nachzufahren oder nachzubringen, hatte man nicht gedacht. Birkheimer wurde daher mit zweyhundert Mann abgesandt, über dem Arlberg nach Bormio, einem am Fuß der Alpen liegenden, dem Herzoge von Mailand gehörigen Orte zu gehen, um hier Lebensmittel abzuholen. Der Herzog hatte es Maximilian versprochen, seine Armee, wenn sie nach dem Engeddin käme, damit zu versorgen, und auf das Versprechen dieses unzuverlässigen Fürsten hatte Maximilian den Marsch angetreten. Auf dem Wege nach Bormio kam Birkheimer durch ein grosses abgebranntes Dorf, wo er folgendes rührende Schauspiel sah. Bey dem Ausgange traf er zwey alte Weiber an, die an die vierhundert Knaben und Mädchen, wie eine Heerde vor sich hertrieben. Alle waren so blaß und mager und so kraftlos, daß ihr Anblick Schaudern erregte. Birkheimer fragte die beiden Alten, wo sie mit dem unglücklichen Haufen hinwollten. Sie konnten kaum antworten; ihre Kraftlosigkeit und ihr Schmerz gestatteten ihnen kaum, ihm so viel zu sagen, daß er es selbst gleich sehen würde. Hierauf begaben sie sich auf eine Wiese, die sie kaum betreten hatten, als sie alle groß und klein niedersie-

len,

sen, Kräuter und Pflanzen ausrissen und begierig verzehrten. Birkheimer war über den Anblick anfangs ganz betäubt. Endlich konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Die alten erzälten ihm hierauf, wie die Väter dieser Unglücklichen im Kriege geblieben, ihre Mütter vor Kummer und Elend umgekommen oder sich verloren, ihre Wohnungen verbrannt und sie von aller Welt verlassen wären; der Haufe dieser unglücklichen Kleinen wäre noch viel größer gewesen, Hunger und Tod hätten ihn schon so herabgebracht, und sie hofften bald alle an die Reihe zu kommen. Birkheimer bemerkte, daß diese Kinder die säuerlichen Kräuter vorzogen, und sie durch den bloßen Anblick zu erkennen wußten [t]).

Man kann sicher annehmen, daß dergleichen Auftritte in den mittlern Zeiten, so oft Krieg geführt wurde, nichts seltenes waren, nur fand sich kein Birkheimer sie zu beschreiben. Die Art, wie man die Kriege führte, machte dergleichen traurige Folgen unvermeidlich. Man wußte nichts von der heutigen Fürsorge für den Unterhalt der Truppen; man zehrte von dem, was man fand, und die Verheerung der Dörfer und des platten Landes, war außerdem, wie wir oben gesehen haben, eine Hauptoperation, durch die man seinem Feinde zu schaden glaubte, ohne einzusehen, daß man sich selbst den größten Schaden dadurch zufügte. Daß dieses die damalige Art Krieg zu führen war, ist nicht zu leugnen, und eben so unwidersprechlich folgt daraus, daß die damaligen Kriege weit mehr Jammer und Elend unter dem wehrlosen Theile der Menschen verbreiten mußten, als bey den heutigen guten Anstalten zu befürchten ist. Wie ist es

t) Birkh. p. 76.

denn möglich, daß es immer noch einige giebt, die jene Zeiten der Barbarey so sehr erheben und den unsrigen vorziehen? Niemand wird leugnen, daß nicht auch die heutige Art, Krieg zu führen, immer noch von Uebeln genug begleitet ist. Nur so viel ist klar aus der Natur der Sache, daß sie ehmals viel häufiger und größer seyn mußten, weil man weniger Mittel anwandte, sie zu verhüten.

Birkheimer hatte einen sehr beschwerlichen Marsch über das Gebirge. Es war mitten im Sommer; der Schnee hatte angefangen zu schmelzen; bald blieben seine Leute fast darin stecken, bald kamen sie in Gefahr, darunter begraben zu werden. Endlich langten sie abgemattet und entkräftet zu Bormio an, fanden aber nichts von alle dem, was sie hier finden sollten, hingegen eine Menge Flüchtlinge aus dem Engeddiner Thal. Doch brachte Birkheimer funfzig Saumrosse mit Proviant zusammen, mit denen er sich des folgenden Tages zurückbegab u). Er langte mit diesem Vorrath glücklich bey der Armee an, für die er aber viel zu unbeträchtlich war. Sie rückten den Tag nach seiner Ankunft weiter bis in das Weinbergthal, wo sie die Nacht campirten. Am folgenden Morgen marschirten sie gegen einen mit Schnee bedeckten Berg an, auf dessen Gipfel sich die Engeddiner postirt hatten; sie schienen vom weiten eine Schaar kleiner Vögel zu seyn. Sie welzten große losgearbeitete Felsenstücke herunter, die aber zum Glück für die hinansteigenden Oesterreicher im tiefen Schnee stecken blieben. Maximilian hatte aber zweytausend Mann, bey denen sich Birkheimer befand, detaschirt, die von Wegweisern begleitet, durch verborgene Wege den Berg hinan den Engeddinern in den

u) Birkh. p. 78.

den Rücken kamen. Dadurch wurden diese genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Die Oesterreicher marschirten nun weiter den Berg herunter. Hier verursachte ihnen ein Phänomen, dessen sie nicht gewohnt waren, ein großes Schrecken. Eine große Schneehelle, die sich entweder durch ihre eigene Last, oder durch die Kraft der Sonne abgelöst hatte, stürzte den Berg hinab über einen Haufen von vierhundert Fußknechten. Sie waren auf einmal ganz darunter begraben. Allein der Schrecken den das übrige Heer bey diesem Anblick empfand, verwandelte sich bald in ein frohes Gelächter, als erst einzelne Männer, und nach und nach der ganze Haufen aus dem zergehenden Schnee wieder zum Vorschein kamen. Es hatte aber der eine seine Lanze, der andre seinen Helm, kurz jeder etwas verloren, viele waren auch stark gequetscht v). Gegen Sonnen Untergang langte die Armee in dem schönen, mit vielen Städten und Dörfern angebauten Engeddiner Thale an. Mitten durch dasselbe läuft schnell und reißend der Innfluß, der in Oberengeddin entspringt. Die Einwohner des Thals hatten die Brücke angezündet. Das Feuer wurde mit Mühe gelöscht, die Brücke hergestellt und die Armee gieng hinüber. Allein die Engeddiner hatten alles verlassen, alle Lebensmittel mitgenommen. Die Oesterreicher fanden den Flecken Sulz in Feuer, die Engeddiner selbst hatten ihn in Brand gesteckt. Die Armee litt Hunger. Des folgenden Tages durchzog sie in drey verschiednen Korps das ganze Thal; die Engeddiner zogen sich immer vor ihnen zurück und ließen alles leer und wüste hinter sich. Im ganzen Thal, wohin man sah, erblickte man jetzt brennende Flecken und Dörfer, die zum Theil von den Engeddinern selbst ange-

v) Birkh. p. 78.

angezündet waren w). Am Abend wurde im Lager der Oesterreicher über die Operation des folgenden Tages gerathschlagt. Da die Armee an allem Mangel litt, so waren einige der Meinung, durch das Valtelin zurückzukehren, als wo man am ersten Lebensmittel finden würde. Weil aber andere dafür hielten, daß den Einwohnern, als Italienern, nicht zu trauen wäre, und man außerdem, um dahin zu gelangen, einen der höchsten Berge passiren müßte, so wurde beschlossen, denselben Weg, den man gekommen war, zurückzugehn, ohnerachtet die Truppen von Mangel schon sehr entkräftet waren, und hier keine Hoffnung war, Lebensmittel zu bekommen. Man glaubte aber den Marsch in einem Tage zurückzulegen. Dieser Zurückzug war eben so gefährlich als mühsam. Als die Armee bey Sarnez ankam, wollte das Landvolk eben die Brücke abwerfen. Wären sie damit früh genug fertig geworden, und hätten die Schweizer früh genug die Pässe besetzt, so hätte die Armee eingeschlossen in einem ganz verheerten Thal vor Mangel umkommen oder sich ergeben müssen. Erst am zweyten Tage langte sie auf tyrolischem Boden wieder an, nachdem viele vor Hunger und Mattigkeit zurückgeblieben, oder gar gestorben, einige auch von Sinnen gekommen waren x).

Maximilian hatte zwar seinen Amtleuten in Tyrol Befehl gesandt, der Armee Lebensmittel entgegen zu bringen; allein man war entweder jetzt nicht im Stande gewesen, oder man hatte auch gesäumet, diese Befehle früh genug zu erfüllen: der gehoffte Vorrath wurde nicht gefunden, und nun verleitete die Ungeduld die Truppen zu den größten Unordnungen. Sie verliefen sich so ganz, daß Maximilian sich auf einmal

w) Birkh. p. 79. x) Idem ibidem.

mal ohne Armee sah. Er begab sich anfangs nach dem Schlosse Landeck und von da nach Ueberlingen, von wo aus er Ausschreiben an die Reichsstände ergehen ließ, ihn mit mehr Truppen zu verstärken. Die verlaufenen Völker sammelten sich indessen wieder, und bey Costnitz war in kurzem eine neue schöne Armee von zwanzigtausend Mann wohlgerüstet und mit allen Bedürfnissen aufs beste versehen, bey einander [y]). Indessen bekam Maximilian ein Schreiben von den Schweizern, das ihm durch ein Mädchen überbracht wurde; denn der Herolde, die sonst in diesen Zeiten üblich waren, bediente man sich in diesem Kriege nicht. Die Schweizer baten in dem Briefe, Maximilian möchte ihren Feinden nicht glauben; sie hätten die Waffen gezwungen ergriffen, und wären bereit sie wieder niederzulegen, sobald er zufrieden wäre, daß die Sache durch Schiedsrichter oder durch gütlichen Vergleich geendigt würde; sie versicherten, wenn er vom Anfange an wäre zugegen gewesen, so würde die Sache nicht so weit gekommen seyn; sie baten ihn, nach seiner angeborenen Güte und Sanftmuth den erwehnten Weg eines gütlichen Vergleichs oder schiedsrichterlicher Entscheidung vorzuziehn; wenn er ihre so gerechte Bitte nicht erhörte, so bezeugten sie vor Gott, an dem weitern Blutvergießen und Elende unschuldig zu seyn; sie müßten die Freyheit, die sie von ihren Vorfahren empfangen, vertheidigen, und dazu wären sie entschlossen, und würden, wie Männer, den Tod der Knechtschaft oder einem schimpflichen Frieden vorziehn. Maximilian gab keine Antwort; entweder weil er dachte, daß die Schweizer, des Krieges müde, endlich noch von selbst ihm vortheilhafte Bedin-

y) Birkh. p. 81.

dingungen anbieten würden, oder weil er den Ton des Briefes zu stolz fand [z]).

Der Plan, nach welchem der Krieg nunmehr fortgesetzt werden sollte, war folgender. Maximilian schiffte sich mit einigen Truppen zu Costnitz ein. Die zurückgebliebenen mußten Mine machen, als wenn sie in den Thurgau einfallen wollten. Zu gleicher Zeit sollte Graf Heinrich von Fürstenberg, der ein ansehnliches Korps aus den Niederlanden an sich gezogen hatte, von der Gegend von Basel her in die Schweiz einzudringen suchen. Maximilian selbst, nachdem er auf dem Bodensee eine Weile hin und hergekreuzt, den Feind irre zu machen; landete bey dem Kloster Roschach. Ohngefehr zweyhundert Schweizer wollten es zwar verwehren, wurden aber, da sie sich hartnäckig wehrten, auf der Stelle erschlagen. Der zum Kloster gehörige Flecken wurde hierauf geplündert und verbrannt. Nach dieser Operation schifften sich die Truppen wieder ein, welches wegen eines plötzlich entstandenen panischen Schreckens so unordentlich geschah, daß einige ertranken. Sie stiegen bey Lindau wieder an Land. Hier bekam Maximilian Nachricht von dem Ausgange der Unternehmung des Grafen von Fürstenberg, wovon er sich große Vortheile versprochen hatte. Allein die Vermessenheit dieses Mannes, und seine Verachtung der Feinde hatten ihm eine schimpfliche Niederlage zugezogen. Er hatte sich mit vierzehntausend Mann Fußvolk und zweytausend Mann Reuter, größtentheils Truppen, die sich in den Niederlanden tapfer bewiesen hatten, vor Dorneck gelagert. Er beobachte dabey die gewöhnlichen Vorsichtsanstalten so wenig, daß seine Officiere nö-

thig

z) Birkh. p. 81.

thig fanden, ihn zu warnen, aber einen stolzen Verweis zur Antwort bekamen. Indessen hatten die Schweizer sich viertausend neunhundert Mann stark, bey Liechstal zusammengezogen. Diese überfielen den sichern Grafen ganz unerwartet. Er wurde gleich anfangs, da er auf entstandenen Lerm herbeygeritten kam, und noch nicht einmal recht wußte, was vorging, erstochen. Die meisten seiner Truppen retteten sich mit der Flucht, nur einige wenige die schon lange gedient hatten, hielten Stand, und ihrer Tapferkeit war es zuzuschreiben, daß von allen Siegen der Schweizer in diesem Kriege, der gegenwärtige ihnen am theuersten zu stehen kam. Auf beiden Seiten blieben an die viertausend Mann [a]).

Die Nachricht von dieser Niederlage, durch die der ganze Plan des Kaisers vereitelt wurde, konnte nicht fehlen bey einem so lebhaften Character, wie der seinige, äußerst unangenehme Eindrücke zu machen. Er ließ den ganzen Tag niemanden vor sich. Gegen Abend aber hatte er sich schon so wieder gefaßt, daß niemand die geringste Spur von Verdruß mehr bey ihm wahrnahm. Am folgenden Tage begab er sich zu Schiffe nach Costnitz. Birkheimer, der in seinem Gefolge war, soll erzählt haben, Maximilian habe auf dieser Fahrt seinem Secretair ein Stück aus seinem Leben, lateinisch dictirt [b]). In Birkheimers gedruckter Geschichte des Schweizerkrieges steht nichts davon, und man sieht nicht, warum er es nicht auch in gedachtem Werke sollte erwehnt haben, wenn sich die Sache wirklich so verhalten hätte. Er sagt blos, der Kaiser habe den Tag auf dem Schif-

a) Birkh. p. 84. b) Contin. Chron. Ursp. Fugger p. 1121.

Schiffe mit Scherzen, Spielen und Unterredungen froh zugebracht. Was hätte er für Bedenken haben können, nicht auch des Dictirens zu erwehnen?

Zwey Prinzen gaben sich jetzt Mühe, den Frieden zwischen Maximilian und den Schweizern wieder herzustellen; der eine ganz aufrichtig, obgleich Aufrichtigkeit nicht seine Tugend war: allein die Umstände, seine Lage, seine Gefahr machten sie ihm nothwendig. Dieser gezwungenerweise aufrichtige und eifrige Vermittler war Ludwig Sforza. Er war verloren, wenn ihn nicht entweder Maximilian oder die Schweizer zu Hülfe kamen. Damit ihm jener oder diese helfen konnten, mußte er sie erst versöhnen. Die Gefahr, worin er sich befand, war diese. Ludwig XII. war jetzt im Begriff, Frankreichs ganze Macht anzuwenden, seine Ansprüche auf Mailand geltend zu machen. Diese Gefahr machte ihn zu einem so eifrigen Friedensstifter, daß er, was wohl noch kein anderer Vermittler jemals gethan hat, seine eigene Schätze verschwendete, die Partheyen zur Versöhnlichkeit zu bewegen [c]). Ludwig XII. war der zweite Vermittler, an dessen Aufrichtigkeit in dieser Sache weder Maximilian noch die Schweizer [d]) recht glauben wollten. Ohnerachtet er diesen letztern zu ihren Siegen durch einen Gesandten hatte Glück wünschen lassen; ohnerachtet er ihnen eine beträchtliche Menge von allerley Kriegsbedürfnissen schickte; so glaubte man doch, daß er lieber wünschte, den Krieg zwischen beiden Theilen fortdauern zu sehen, als ihn selbst zum Vortheil der Schweizer beyzulegen, weil er fürchtete, nach

c) Birkh. p. 89.

d) Watteville Histoire de la Confédération Helvétique, T. II. p. 142.

nach wiederhergestelltem Frieden möchte der Herzog von Mailand Unterstützung entweder aus der Schweiz oder vom Kaiser bekommen. Maximilian nahm die Mediation des Herzogs von Mailand an, lehnte aber die von Frankreich ab. Auch die Schweizer nahmen jene an, und ersuchten den Französischen Gesandten, blos bey ihnen zu bleiben, um sich seines Raths zu bedienen. Die Gesandten zu den Friedensunterhandlungen kamen erst zu Zürich zusammen, von wo sie sich nach Schafhausen und endlich nach Basel begaben. Hier wurde der Friede am 22. September ge- 1499.
schlossen. Vermöge desselben sollten zehn Gerichte im 22. Spt.
Pettigau an dem Fuß der Rhätischen Alpen, die Maximilian im Jahr 1409 von dem letzten Grafen von Metsch gekauft hatte, und die, um nicht unter Oesterreichische Herrschaft zu kommen, in ein Bündniß mit den Graubündnern getreten waren, dem Kaiser aufs neue huldigen, und ihm unterthan seyn, ihres Aufruhrs wegen aber nichts zu leiden haben; ihre alten Verbindungen mit den Graubündnern sollten beybehalten werden — der Streit zwischen dem Stifte Chur und der Regierung zu Tyrol sollte durch den schiedesrichterlichen Ausspruch des Bischofs von Costnitz entschieden werden — alle Eroberungen wurden von beyden Theilen zurückgegeben. Jeder trug selbst den erlittenen Schaden — über das Landgericht in Thurgau, dessen Rechte und Zubehörde, die die Stadt Costnitz bis dahin vom Reiche pfandweise besessen hatte, die aber die Schweizer in diesem Kriege an sich gebracht, sollten dazu erkiesete Richter den Ausspruch thun — Schmähworte sollten bey Strafe an Leib und Gut verboten seyn, und die Obern ernstlich acht darauf haben. (Der Haß zwischen den Oesterreichern und Schwa-

ben einerseits, und den Schweizern andererseits, war nie so hoch gestiegen, als in diesem Kriege, und äußerte sich in den verächtlichen Reden, die ein Theil von dem andern führte, in Beschimpfungen und Schmähungen der gröbsten Art; dieser Artikel beweist, wie ernstlich diese Art Beleidigungen, die sonst ein gesittetes Volk, dem andern weder zufügt, noch, wenn sie ihm zugefügt werden, zu ahnden, der Mühe werth hält, von diesen beiden Partheyen genommen wurden.) Keine Parthey sollte die Unterthanen der andern, dieser zum Nachtheil in ihr Bürgerrecht und in Verspruch nehmen — alle unbezahlte Ranzionen und Brandschatzungen wurden erlassen [e]).

Birkheimer sagt am Ende seiner Geschichte, man habe in der Folge erfahren, daß, wenn der Krieg länger gedauert hätte, die Schweizer nicht im Stande gewesen wären, ihn auszuhalten. Er führt verschiedene Gründe an, die dieser Meinung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit geben. Erstlich mußte in diesem Kriege jeder Schweizer auf seine eigene Kosten dienen, welches in den vorigen Zeiten zwar auch geschehen war; allein dies war ehmals möglich, als kleine Heere in wenig Monaten etwa durch eine oder zwey Schlachten den ganzen Feldzug entschieden; jetzt da man viel zahlreicher den größten Theil des Jahrs im Felde bleiben mußte, war der Ruin des Bürgers und des Bauern eine unvermeidliche Folge davon. Daher verließen auch die Schweizer häufig ihre eigene Fahnen und nahmen Französische Dienste, wo sie Sold empfingen. Zweitens litten die

e) Fugger VI. 3. p. 1166. Müller p. 695

die Schweizer großen Mangel an Getraide, das sie in ihrem Lande nicht hinlänglich bauen konnten, und wovon sie starke Zufuhren aus Schwaben bedurften. Eben so stark drückte sie der Mangel an Salz, dessen sie bey ihrer Viehzucht nicht entbehren können, indem ihre Heerden ohne häufigen Gebrauch dieses Mittels vielen Krankheiten unterworfen sind. Sie ließen zwar während dieses Krieges Seesalz aus Frankreich kommen, das sie zu verfeinern suchten, aber das Vieh hatte doch Eckel dafür [f]). Allein niemand außer der Schweiz wußte, daß sie sich in dieser zwiefachen Verlegenheit befanden.

Einen solchen Ausgang des Krieges hatte niemand in Deutschland erwartet; die Ursache aber, warum er so ausfallen mußte, hat Birkheimer in einer Stelle angegeben, die es verdient, ganz hier angeführt zu werden. „Die Schweizer selbst,“ sagt er, „hatten einen solchen Ausgang nicht hoffen dürfen. „Doch erlangten sie den großen Ruhm wahrer Tapferkeit und weiser Kriegseinrichtungen; sie unternahmen „nichts ohne reife Ueberlegung; sie rechneten auf das „Glück so wenig wie möglich, aber viel auf Tapferkeit „und gute Maßregeln. Vorzüglich hatten sie gute „Subordination; daher wurde nichts unternommen, „was nicht wohl überdacht war, und was gut überlegt war, wurde gut ausgeführt. Hätten es die „Kaiserlichen eben so gemacht, so würden sie ohne „Zweifel den Sieg und einen treflichen Sieg erhalten haben; denn sie waren zahlreicher an Fußvolk; sie hatten die schönste Cavallerie, sie waren

f) Birkh. p. 89.

„ren mit allen Arten von Kriegsbedürfnissen un-
„endlich besser versorgt, als die Schweizer; an
„Muth und Tapferkeit gaben sie ihnen nichts nach;
„allein sie gingen zu rasch zu Werke, keine Ue-
„berlegung galt etwas bey ihnen; daher konnte
„der Ausgang kein andrer seyn, als derjenige,
„den Geringachtung des Feindes und zu große
„Verwegenheit gewöhnlich nach sich ziehen [g]).“

g) Birkh. p. 89. 90.

Verbesserungen.

S. 25.	Z. die letzte,	statt: der weise,	lies, der weisse
— 39 —	11	— handeln. Zugleich	lies, handeln, zugleich
— 47 —	15	— Morgens	lies, Merzes
— 50 —	4 v. unt.	— werden. Zur	lies, werden, zur
— 56 —	4	— wäre, die	lies, wäre; die
— 59 —	4 v. unt.	— ausstarben	lies, ausstarben
— 63 —	2 v. unt.	— de Nieux	lies, de Rieux
— 78 —	22	— nehmen. Furcht	lies, nehmen; Furcht
— 103 —	5	— das	lies, daß
— 112 —	10	— einbrechen. Um	lies, einbrechen, um
— 113 —	letzte	— am zweiten	lies, am ersten
— 115 —	16	— geschehen	lies, geschähen
— 121 —	12	— Aßi	lies, Asti.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Dietrich Hermann, 1740-1812

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians des Ersten

Bd.: 1

Hamburg [u.a.] 1782

Germ.g. 184 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016031-5
VD18 80338801-001